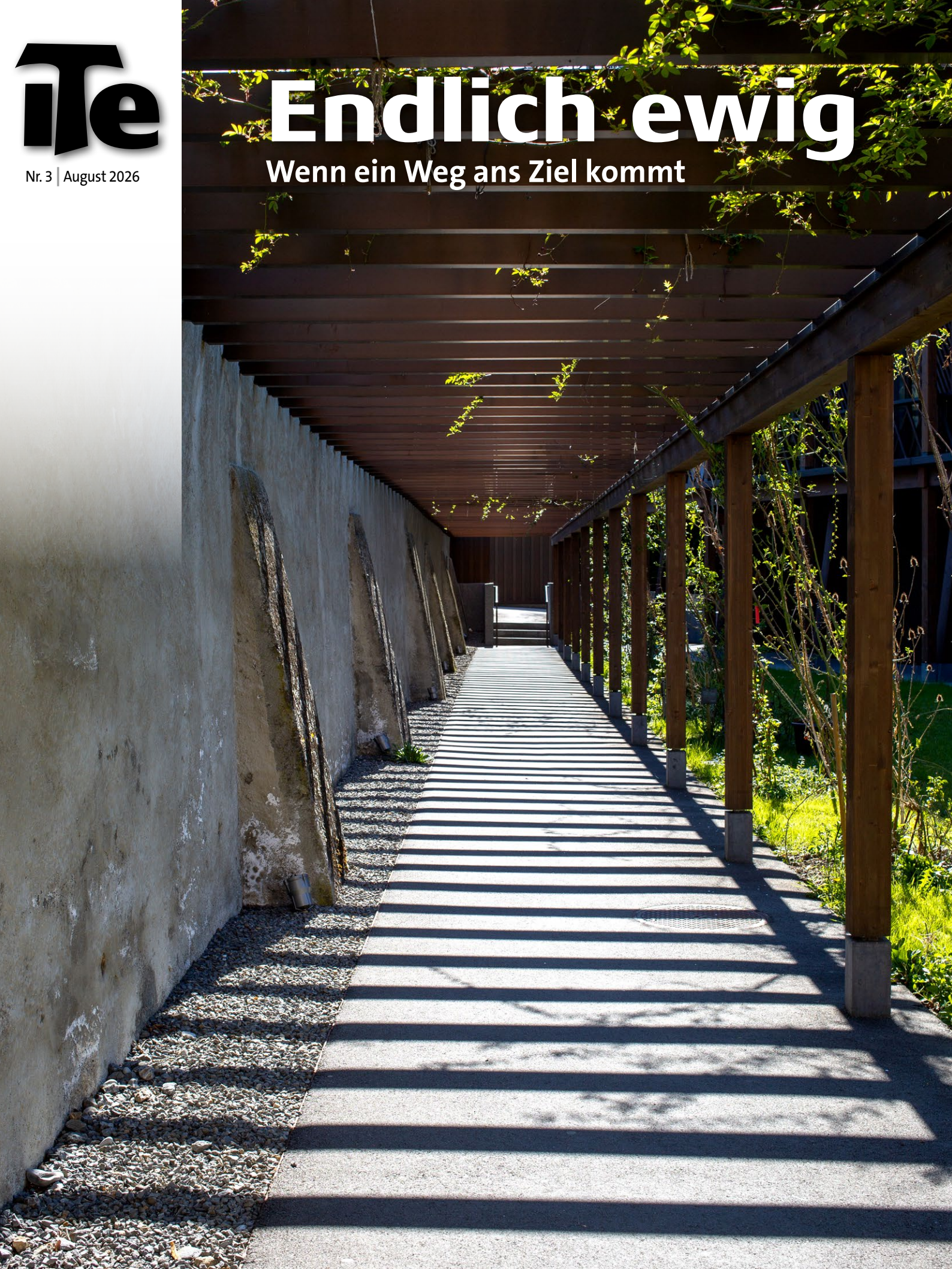


ite

Nr. 3 | August 2026

Endlich ewig

Wenn ein Weg ans Ziel kommt



Inhalt



- 4 Darstellung des Sonnengesanges im ehemaligen Kapuzinerkloster Altdorf: «Gelobt seist du, mein Herr, durch alle deine Geschöpfe.»



- 10 An der Oberfläche sieht man einen einsamen Pilz. Im Untergrund sind Pilze vernetzt und verbunden. Manchmal auch ein Bild fürs menschliche Leben.



- 27 Schon die Friedhöfe der unterschiedlichen Religionen und Kulturen zeugen von unterschiedlichen Todesvorstellungen.

- 4 **Franziskus' Vollendung**
Wenn das Ende von Fülle singt
- 8 **Mensch – wer bist du?**
Zwischen Selbstoptimierung und Scheitern
- 10 **Der Tod, die letzte Grenze**
Unsterblichkeit macht einsam
- 14 **Geschichten für die Ewigkeit**
Über zwei Zuflüsterer, die Freunde geworden sind
- 18 **Lebensbilder**
Fotografie in Palliative Care
- 20 **Der Auferstehungsglaube lässt uns hoffen**
Für den Apostel Paulus hat das Leben einen eigenen Wert
- 27 **Ende oder Übergang**
Der Tod im Verständnis verschiedener Religionstraditionen

Missio

- 30 **Wo das Evangelium tanzen lernte**
- 32 **Bolivien: Kirche im Land der vielen Stimmen**
- 34 **Cochabamba: Wo Mission zuhören lernt**

Kaleidoskop

- 36 **Missbräuche – ein Zwischenbericht**
- 38 **Nachruf Edwin Hug**
- 39 **Vor der Ewigkeit: Letzte Tage und Stunden berühmter Menschen**
- 40 **Franciscans International (FI): Kein Platz für einen Anruf in die Heimat**
- 43 **Franziskanische Informationen – Informationen vom Tauteam**
- 44 **Franziskanische Bildung – Kurse im Bildungshaus Antonius, Mattli**
- 45 **Kapuziner/Vorschau/Impressum**
- 46 **Viele Wege, eine Sendung**

Titelbild: Fussweg im Kapuzinerkloster Wesemlin, Luzern.

Bild: Adrian Müller

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Seit Jahren feiern wir im ITE jährlich ein franziskanisches Grossereignis. Im Jahr 2026 erreicht das Jubilieren einen vorläufigen Höhepunkt: Transitus! Das Wort ist Ihnen vermutlich vom Gotthard her bekannt. Da findet der Transit vom Norden in den Süden und umgekehrt statt. In den letzten Monaten geriet glücklicherweise eher der Transit über den Brenner in die Medien. Dieser Verkehrs- und Güter-Transit ist jedoch vor allem negativ behaftet.

Franziskanisch betrachtet feiern wir am 4. Oktober 2026 den 800. Sterbetag des Heiligen aus Assisi. Der Franziskaner Helmut Schlegel schreibt: «Die franziskanische Familie nennt dieses Ereignis ‹Transitus›, was so viel bedeutet wie Übergang, Verwandlung, Neuanfang.» Für Franz von Assisi war der Tod tatsächlich ein Übergang in die neue Existenz in Gott. Der Heilige konnte den Tod als Bruder – auf Italienisch als Schwester: *sorella morte* – begrüssen und meinte: «Ich habe das Meine getan! Das Eure wird euch Gott weisen!» Jetzt sind wir gefordert, liebe Leserin, lieber Leser.

Vom 24. Mai bis am 2. November 2026 findet in Salzburg zu diesem Jubiläum die spezielle Ausstellung *LebensKunst* statt. Auch besondere Gegenstände aus dem Kapuzinermuseum in Sursee wie auch aus dem Provinzarchiv der Schweizer Kapuziner fanden den Weg zu diesem Grossereignis. Und – last, but not least – werden einige Schweizer Kapuzinerbrüder nach Salzburg reisen und in der Ausstellung *LebensKunst* im Dommuseum den Besuchenden Red und Antwort stehen.

«Wenn ein Weg ans Ziel kommt» ist der Untertitel dieser ITE-Ausgabe. Darin werden mir zwei Aspekte wichtig. Einerseits bin ich nun aufgerufen, mich im Leben für die Fülle einzusetzen, damit auch ich eines Tages sagen kann: «Ich habe das Meine getan.» Andererseits weist der Titel «Endlich ewig» auf die Ausrichtung meines, unseres Lebens und Tuns hin. Orientierung finde ich im Glauben, in der Ausrichtung auf die Ewigkeit – auch wenn mir beide immer wieder neu Rätsel und Fragen aufgeben. Ich wünsche Ihnen – liebe Leserin, lieber Leser – beim Geniessen unserer Artikel ermutigende und klärende Gedanken für den Weg der Endlichkeit mit stärkendem Vertrauen in die Ewigkeit.

Pace e bene



Adrian Müller, Kapuziner, Chefredaktor
www.adrianm.ch

Franziskus' Vollendung – Wenn das Ende von Fülle singt

Franz von Assisi kam Anfang Oktober 1226 ans Ziel seines Lebensweges. Der Mystiker und Bruder vieler Menschen zeigt in der Vollendung seines Lebens beispielhaft, wie sich das Ende mit Fülle verbinden kann.

Niklaus Kuster

«Ich will gute Spuren in dieser Welt hinterlassen», sagt ein 18-jähriger Student und schaut auf zwei rostige Musketenkugeln, die er eben am Lötschenpass gefunden hat. Der junge Walliser nimmt auf solche Touren einen Metalldetektor mit. Wir unterhalten uns in der Marschpause über das, was von unserem Leben auf Erden bleiben soll. Relikte von Kämpfen entsprechen nicht unserer Hoffnung und auch keine Berühmtheit wie die eines Napoleon oder eines Trump. Vorbild wäre schon eher ein Erfinder wie der Brite Tim Berners-Lee, der

am CERN in Genf die Grundlagen des Internets schuf. Oder ein kühner Architekt wie Renzo Piano? Oder eine unerschrockene Hoffnungsträgerin wie Aung San Suu Kyi, die in Myanmar jahrelang für die Demokratie kämpfte? Was für Spuren möchten Sie in dieser Welt hinterlassen? Erfindungen? Bauwerke? Politische Leistungen?

Unvergängliche Beliebtheit

Franz von Assisi hat nichts gebaut, nichts erfunden und keine Revolution ausgelöst. Dennoch spricht die Welt 800 Jahre nach



Ein Ende mit Fülle? Die Kapuziner haben das Kloster Olten verlassen. Viel Schönes und Gutes entstand in den vergangenen Jahren. Hier befand sich auch die Missionsprokura. Jetzt wartet Neues: eine Musikschule. Zurück bleiben die Dankbarkeit der Kapuziner und die Hoffnung für die Musizierenden.



Auch dies ist eine Erinnerung an die Brüder von Olten.

Bilder: Adrian Müller

seinem Tod von ihm, wird eines seiner Lieder in allen Sprachen gesungen und machte sich 2013 der neue Papst seinen Namen zum Programm. Das Leben des ehrgeizigen Städtlers und skandalösen Aussteigers dauerte nur 44 Jahre, und doch bleibt es unvergessen! Was begründet die unvergängliche Beliebtheit des Bruders?

Als Franz in seinen letzten zwei Lebensjahren, schwer krank und halb blind, das Ende näherkommen sah, fasste er innere Schätze seines Lebens in Worte. Sein berühmtestes Vermächtnis ist das Schöpfungslied, das als «Sonnengesang» in die Geschichte einging. Das altumbrische Gedicht wird tatsächlich bis heute in aller Welt gesungen, tausendfach vertont und künstlerisch dargestellt. Sah Hildegard von Bingen die «Ganzheit der Schöpfung» in grossartigen Visionen, beschreibt Franz sie in Versen, die Weltliteratur wurden. Die Erde erscheint darin als ein Haus des Lebens, in dem alle Elemente harmonisch zusammenspielen. Menschen erkennen ihre Verwandtschaft untereinander sowie mit Tieren und Pflanzen, verhalten sich friedliebend und sehen auch in Schwester Tod eine Tochter Gottes. Zu diesem poetischen Credo kommen Rundbriefe, die Franz von Assisi an die Menschheit schrieb (was damals keinem Papst und Kaiser einfiel). Diese schöpfen aus der Begegnung mit der islamischen Welt und sind die Grundlage dafür, dass sich heute seit 40 Jahren die Religionen und die Kirchen der Welt in Assisi treffen, um gemeinsam für eine

gerechtere, menschlichere und friedlichere Welt einzustehen.

Ein «Haus der Weisheit»

Ein drittes literarisches Vermächtnis sind Weisheitsperlen, die Franz in seinen letzten Monaten zu einem ideellen Gebäude zusammenfügt. Es zeigt sich inspiriert von der biblischen Frau Weisheit, die als Tochter Gottes, Lehrerin und Gastgeberin auftritt und sich «auf der Höhe der Stadtburg ein Haus mit behauenen Säulen baut» (Spr 9). Der Mystiker fügt 28 Erkenntnisse aus Gesprächen mit seinen Brüdern ideell zu einer romanischen Kirche, die zu einem spirituellen Lehrgang einlädt. Dieser befreit aus Egozentrik, vermittelt vertiefte Wahrheit, lässt Gottesgemeinschaft erfahren, weist den Weg zu einem glücklichen Zusammenleben und ermutigt dazu, mit dem eigenen Engagement an einer freieren Welt mitzuwirken.

➤ ***Franz von Assisi steht für eine Weltsicht, die alle Grenzen relativiert.***

Die genial komponierte Sammlung, die deutsch unter dem Titel «Ermahnungen» und niederländisch als «Wijsheidsspreuken» (Weisheitssprüche) bekannt ist, lieferte Papst Franziskus das titelgebende Zitat zu seiner Enzyklika «Fratelli tutti». Tatsächlich steht sein Vorbild Franz von Assisi für eine Weltsicht, die alle Grenzen relativiert. Das christlich-islamische Dokument von Abu Dhabi, das 2019 die «Geschwisterlichkeit aller Menschen» er-

» **Die Friedenssendung der Jünger Jesu in der eigenen Zeit weiterführen.**

Franz von Assisi, der als junger Kaufmann zu den ersten Bankern der beginnenden Moderne gehörte, war über seinen Ehrgeiz gestolpert und – erschüttert über die neuen Formen sozialer Armut in den aufblühenden Städten – aus der bürgerlichen Kultur ausgestiegen. Nach zwei Jahren an der Seite der Ärmsten vor den Mauern Assisis entdeckte er seine neue Aufgabe darin, die Friedenssendung der Jünger Jesu in der eigenen Zeit weiterzuführen. Wegweisend wurde ihm das Wort des Rabbi: «Ihr habt nur einen Vater, den im Himmel, und ihr alle seid Geschwister» (Mt 23), verbunden mit dem Auftrag, «Frieden in die Dörfer und Städte zu bringen» und die Frohe Botschaft «bis an die Enden der Erde» gelangen zu lassen. Zwanzig Jahre nach seinem Aussteigen stirbt Franziskus, gefeiert von seiner Stadt und von der gesamten lateinischen Kirche. 1986 feiert der WWF sein 50-Jahr-Jubiläum in der Franziskuskir-



Faszinierende und vergängliche Spuren.

Bild: Uta Poss, Presse-Bild-Poss

Niklaus Kuster

Niklaus Kuster (1962) ist Kapuziner und trägt das offene «Kloster zum Mitleben» in Rapperswil mit. Er promovierte in christlicher Spiritualität (Dr. theol.) und lehrt seit dreissig Jahren an der Universität Luzern und an philosophisch-theologischen Hochschulen, u. a. in Münster und Madrid.

Seine Forschungsschwerpunkte gelten Franz und Klara von Assisi sowie der franziskanischen Geschichte. Als wandernder Bildungsarbeiter begleitet er Kurse, Tagungen, Exerzitien, Pilgerwege sowie «Reisen mit Tiefe und Weite».



che von Assisi, und es treffen sich alle bedeutenden Kirchen und Weltreligionen zu einem ersten grossen Friedensgebet in seiner Stadt.

Im Ende ein Anfang

Als Franz am 4. Oktober 1226 in der Ebene von Assisi starb, war seine Breitenwirkung und seine Ausstrahlung über Jahrhunderte hinweg noch nicht erahnbar. Doch seine letzten Stunden verliefen lichtvoll wie sein Leben und sind ihrerseits eine Botschaft in eine Zeit, die den Tod verdrängt: Franz liess seine Brüder das Schöpfungslied singen, dessen Verse das Leben auf Erden ebenso glücklich besingen, wie sie in «Schwester Tod» ein Geschöpf Gottes sehen. Er gestaltete mit seinen Gefährten eine Feier, die an das Abschiedsmahl Jesu erinnert. Der Sterbende strahlte über die Ankunft seiner Freundin Jakoba aus Rom, die ihm seine geliebten Mandelkuchen mitbrachte und Kerzen zur Beerdigung. Als seine Liebsten ihn ziehen lassen mussten, streckte er seine Hand vertrauensvoll nach Schwester Tod aus, in der er eine wegekundige Gefährtin erkannte: «Sei mir willkommen, Schwester, denn du wirst mich durch das Tor des Lebens führen!» Zuvor konnte er seinen Brüdern tief dankbar sagen: «Ich habe das Meine getan! Das Eure wird euch Gott weisen!»

Mensch – wer bist du?

Zwischen Selbstoptimierung und Scheitern

Ende Mai 2026 fanden in Las Vegas zum ersten Mal die «Enhanced Games» statt – die «verbesserten oder auch gesteigerten Spiele». Bei diesen Sportwettkämpfen waren Doping und andere Hilfsmittel zur Leistungssteigerung, die ansonsten verboten sind, erlaubt, teilweise sogar erwünscht. Gegenüber dem dahinterstehenden Menschenbild argumentiert der Autor mit der biblisch-christlichen Sicht des Menschen, die auch Scheitern und das Unperfekte zulässt.

Thomas Wallimann, «ethik22»

Das Uhrenmuseum in Grenchen zeigt im Juni 2026 in einer Ausstellung, wie viele Mitarbeitende der Uhrenindustrie, v. a. Frauen, Mitte des 20. Jh. häufig Schmerzmittel konsumierten, um die monotone, aber gleichwohl fordernde Fabrikarbeit in der Uhrenherstellung zu meistern. Viele litten später an schweren Nierenkrankheiten.

Und vor Prüfungen und dem Vorspielen, aber auch in stark wettbewerbsorientierten Berufsfeldern und Studien nehmen viele Medikamente, um den auf sie wirkenden Druck aushalten und gleichzeitig leistungsfähig bleiben zu können.

Vorstellungen von Leistung, Freiheit und Masshalten

Unsere spontane Reaktion auf solche Geschichten zeigt, dass wir es hier mit Vorstellungen zu tun haben, wie wir den Menschen sehen, wie wir Leistung, aber auch persönliche Freiheit und Masshalten verstehen. Dabei ist die Linie zwischen «gut», «problematisch» und «unerwünscht» gar nicht so einfach zu ziehen – gerade wenn wir auch an Eingriffe der plastischen Chirurgie denken, ob nun die Veränderung der Nase das Selbstvertrauen einer Person stärkt oder einem Schönheitsideal folgt, das hinterfragt werden darf.

Und auf der anderen Seite? Ist das 1:1 der Schweizer Fussballnationalmannschaft gegen Katar an der WM 2026 Scheitern? Ist es Enttäuschung, Lohn bzw. Strafe für mangelnden Arbeitsinsatz oder einfach Pech? Was, wenn Beziehungen zerbrechen, Freundschaften zerfallen oder ein Berufsziel nicht erreicht werden kann, eine Klasse repetiert werden muss – oder ein Lebensziel entschwindet?

Auch beim Scheitern stellen sich die Fragen nach unserem Verständnis des Menschen, der Welt, der Leistung oder auch des Umgangs mit Idealen und der Realität. Sie betreffen das Menschenbild, das jedem ethischen Urteilen zugrunde liegt. Diese Annahmen über den Menschen bestimmen, wie ich Gerechtigkeit, das Gute und damit auch das «Verbessern» oder «Scheitern» einordne und bewerte.



Nahrungsmittel für den Hunger oder für die Selbstoptimierung?

Bild: Uta Poss, Presse-Bild-Poss



*Immer höher,
immer weiter ...*

Bild: Adrian Müller

Scheitern gilt in der Leistungsgesellschaft als Schwäche

Je mehr der Mensch als «Defizitwesen», als Wesen, dem vieles fehlt, verstanden wird, dessen Begrenzung ein Problem ist und das Ziele nicht oder nur schlecht erreichen kann, desto stärker werden Mittel, die diese «Defizite» beheben können, moralisch als gut und teilweise auch empfohlen angesehen. Grenzen werden evtl. dort gezogen, wo die eigene Gesundheit riskiert wird oder mehr oder weniger Schaden für Dritte entsteht. Es ist von daher keine Überraschung, dass in unserer individualistisch geprägten, markt- und wettbewerbsorientierten, auf Leistung getrimmten Welt viele «Enhancement»-Praktiken begrüsst und teilweise sogar gefördert werden. Scheitern hat da meist wenig Raum und gilt schnell als Schwäche – auch im moralischen Sinne.

Wie aber blicke ich nun mit einem biblisch-christlichen Menschenbild auf «Enhancement» und Scheitern?

➤ ***Wir müssen lernen,
Begrenzungen zu akzeptieren,
denn Fehler und Scheitern
sind Teil der Freiheit.***

Grundsätzlich ist dem Menschen die Freiheit geschenkt, aber auch die Ermahnung, jeglichen irdischen Heilsversprechen kritisch gegenüberzustellen. Wir sollen auf der einen Seite unsere Talente nutzen – doch auf der anderen Seite immer daran denken, dass wir nicht allein hier sind. Menschen leben in Beziehungen und Abhängigkeiten. Sie können vom Ideal träumen, und sollen gleichzeitig lernen, Begrenzungen zu akzeptieren, denn Fehler und Scheitern sind Teil der Freiheit. Dieses Menschenverständnis setzt Grenzen, wenn der Mensch nur als Defizitwesen betrachtet wird. Dann erinnert es daran, dass der Mensch als Geschöpf Gottes «gut geschaffen» ist. Andererseits bedeutet aber auch das Scheitern nicht das endgültige «Aus». Die Heilsgeschichte (!) im Ersten wie Neuen Testament ist voll von gescheiterten Existenzen, und es scheint erst dort sichtbar zu werden, dass wirklich jeder Mensch in den Augen des biblisch-christlichen Gottes einen unveräusserlichen Wert hat, der weder durch Enhancement noch durch Scheitern verbessert bzw. genommen werden kann.

Thomas Wallimann

Der Sozialethiker Thomas Wallimann-Sasaki (1965, Dr. theol.)

leitet das sozialethische Institut «ethik22». Er ist an der Hochschule Luzern sowie an der Berner Fachhochschule und bei der KV Business School Zürich als Dozent für Ethik tätig. Er präsidiert die Kommission Justitia et Pax und sitzt seit 2010 im Landrat des Kantons Nidwalden.





Pilze werden gerne zur Bewusstseinsweiterung eingesetzt.

Bild: Adrian Müller

Der Tod, die letzte Grenze

Unsterblich und für immer jung zu sein, klingt verlockend, macht aber furchtbar einsam. Ausserdem ist es teuer: es kostet Geld – und Lebensfülle!

Sarah Gaffuri

Da steht er auf einem Hügel, im Schottenrock, das Schwert gezückt, die langen Haare flattern im Wind: der Highlander, unsterblich – und trotzdem immer auf der Flucht. Die Unsterblichen in dieser Filmreihe mit Ursprung in den Achtzigerjahren können sich nämlich gegenseitig töten: «Es kann nur einen geben!» – der Kehrvers aus dem Film wurde zum geflügelten Wort. Auch die Filmmusik, beigeleitet von Queen, wurde weltberühmt. Darin fragt Freddie Mercury: «Wer will schon für immer leben, wenn die Liebe sterben muss?»

Unsterblichkeit und ewige Jugend büssen nämlich für den Highlander an Attraktivität ein, je öfter er eine Geliebte altern und sterben sehen muss. Doch es gibt

im echten Leben Menschen, die es sich zum Ziel gemacht haben, so lange wie möglich zu leben, vielleicht sogar für immer: Wer zum sogenannten Longevity-Movement gehört, also der Langlebigkeits-Bewegung, stellt die Grenze, die der Tod unserem Leben setzt, in Frage.

Der Grenz-Mythos der USA

Es ist kein Zufall, dass diese Bewegung in den USA besonders viele Anhängerinnen und Anhänger hat. Der Frontier Myth, der «Grenz-Mythos», ist tief in der Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika verankert. Die Pioniere, die über die Weltmeere setzten, um anderswo ein neues Leben aufzubauen, trugen ihn in sich selbst in die

neue Nation, waren sie doch alle aufgebrochen, um hinter den Horizont zu blicken. Generation um Generation stiess weiter nach Westen vor, holte die Grenze ein, hob sie auf, sah am Horizont eine neue auftauchen. Längst hat sich diese Grenze von der Erde weg verlagert: Zum Mond fliegen – auf dem Mond spazieren gehen – den Mars bewohnen! Und sie hat sich weiteren Konzepten zugewandt; den Grenzen des Bewusstseins, den Grenzen des Machbaren, den Grenzen des Lebens. Grenzen sind für die Amerikaner nicht eine grundsätzliche Einladung zu Reflexion und Philosophie, sondern in erster Linie eine Herausforderung: Hol mich ein, überwinde mich!

➤ **Bryan Johnson nimmt über 100 Pillen pro Tag ein, Nahrungsmittelergänzung, Medikamente.**

Einer, der sich vom Altern und Sterben ganz besonders herausgefordert fühlt, ist Bryan Johnson. Er ist so etwas wie der Messias der Longevity-Bewegung. 1977 geboren, verkaufte er sein Tech-Unternehmen Braintree (inklusive Venmo) vor ein paar Jahren. Seither ist er schwerreich. Unumwunden gibt er zu, pro Jahr mehrere Millionen Dollar auszugeben – alles für sein Projekt, möglichst lange zu leben: «Don't die!», lautet seine Losung. «Stirb nicht!» Gegenüber einem ZDF-Reporter sagt Johnson: «Wenn wir den Tod akzeptieren, ergibt das eine ganze Kettenreaktion in der Denkweise.» Heisst: Wer akzeptiert, sowieso sterben zu müssen, versucht es erst gar nicht anders. «Wenn wir aber davon ausgehen, dass Unsterblichkeit möglich ist, werden wir uns völlig anders verhalten.»

Johnson isst ausgeklügelte Menüs, die ihm eine Köchin vorkocht und in steril anmutenden Metall-Behältern in den Kühlschrank stellt, nur vor 11 Uhr mittags, zu genau festgelegten Zeiten. Er nimmt über 100 Pillen pro Tag ein, Nahrungsmittelergänzung, Medikamente. Jeden Tag kriecht er um 5 Uhr aus den Federn, jeden Abend löscht er um acht das Licht. Er treibt täglich Sport, aber nicht irgendwas: diverse Geräte messen seine diversen Werte, und aufgrund dieser wird ihm ein Programm zusammengestellt, das er rigoros durchhält. Koffein oder Alkohol? Fehlanzeige. Rauchen? Auf keinen Fall. Alle Speisen sind vegan. Was noch? Genau, Johnson lässt sich täglich von rotem Licht bestrahlen, bekommt regelmässig Stammzellen gespritzt und hat sich auch einer Gentherapie unterzogen, die in den meisten Ländern illegal ist. Kein Problem bei seinem Budget – er reiste dafür nach Honduras. Tatsächlich hat er seinen Alterungsprozess bereits messbar verlangsamen können – er altert pro Jahr nur um sieben Monate.

Bleibt noch die Unfallgefahr: Er geht vorsichtshalber die Treppen nur schweigend hinunter. Führt er Auto, navigiert er nur mit höchster Konzentration durch den Verkehr.

Allein, wie jüngst bekannt wurde, sieht sich nun auch Johnson mit seinen Grenzen direkt konfrontiert. Von seiner Diagnose «unheilbare Autoimmun-Gastritis» will er sich aber nicht einschüchtern lassen. Er hält an seinen Longevity-Plänen fest.

Sarah Gaffuri

Sarah Gaffuri, (1977, lic.phil.), schreibt freischaffend für Magazine und als Autorin. Sie leitet zudem nach vielen Jahren als Journalistin einer Tageszeitung die Redaktionen von Tauzeit und des Franziskuskalenders der Schweizer Kapuziner. Sie ist verheiratet und lebt in der Agglomeration von Zürich. Zuletzt ist von ihr erschienen: Franz von Assisi und die Suche nach dem einfachen Leben. Ostfildern: Thorbecke, 2026. www.gaffuri.pro





Ein Gefühl von Freiheit und Geschwindigkeit.

Bilder: Adrian Müller

Ausgewogene Ernährung, Bewegung, Arbeit und soziale Kontakte

Eine andere Art von Longevity zeigen die sogenannten «Blauen Zonen»: Gegenden, in denen die Menschen besonders alt werden und dabei aussergewöhnlich gesund bleiben. Untersuchungen legen nahe, dass sich die Menschen in den sardischen Bergdörfern, in Singapur oder der japanischen Insel Okinawa gesund und ausgewogen ernähren, aber wichtig scheinen auch tägliche Bewegung, das Arbeiten bis ins hohe Alter (natürlich in angepasstem Mass), wenig Stress und das soziale Gefüge.

Die Menschen in diesen Gegenden, die immer wieder von Film- und Reportage-Teams besucht werden, sehen vital und gesund aus. Man sieht aber, dass sie alt sind. Das wäre für die Unsterblichkeits-Bewegung ungenügend. Man sucht hier nicht weniger als den Jungbrunnen schlechthin – eine uralte Sehnsucht, mit der sich erst noch ordentlich Geld verdienen lässt. So reich Johnson ist: Er hat schon

wieder ein Business aufgebaut. Er verkauft – wen wundert's – Müesli, Pillen und Pülverchen. Und er ist nur einer von vielen Anbietern. Eine Frage der sozialen Gerechtigkeit sehen die Akteurinnen und Akteure der Szene kaum: Schliesslich böten sie allesamt auch Gratis-Tipps im Internet an, etwa zum sogenannten Biohacking – also jene diversen Tricks, die beispielsweise der Zellalterung entgegenwirken.

Dabei lassen sie alle aber geflissentlich ausser Acht, dass auch Zeit Geld ist. Wer zwei unterbezahlte Jobs jonglieren muss, um sich und vielleicht auch eine Familie über die Runden zu bringen, wird schwerlich Stunden und Energie finden für täglichen Sport, regelmässige Eisbäder, priorisierten Schlaf und gezielt vorgekochte Mahlzeiten. Die empfohlene Unmenge von frischen Beeren, Hülsenfrüchten sowie anderen Superfoods und Supplements führt zudem schnell wieder zum Thema der Kaufkraft.

Leben oder Überleben?

Die Endlichkeit unseres Lebens macht es besonders kostbar. Wer versteht, dass das Leben nicht selbstverständlich ist, wird es anders schätzen. Das würden auch Menschen wie Bryan Johnson nicht in Abrede stellen. Sie lieben ihr Leben, und möchten es für immer behalten. Doch damit geraten sie in einen Alltag, der mit dem, was landläufig als das «gute Leben» bezeichnet wird, nicht mehr so viel gemein hat.

Jesus warnt die, die ihm folgen wollen: «Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren, wer es aber um meinetwillen hingibt, wird es gewinnen!» Sein Leben auch für andere leben, sich selber als Mensch verschenken – als Freundin, als Vater, als Tante, als Partner, als Nachbarin – das kann nur, wer nicht ohne Unterlass um sich selber kreist. Eine Optimierung, wie sie einem die Longevity-Bewegung abverlangt, funktioniert aber nur so. Selbst wenn man so 500 Jahre alt würde: Was wäre das für ein Leben? Sein einziger Inhalt wäre Überleben.

Auch der Tod gehört zur Schöpfung

Im krassen Gegensatz dazu singt Franziskus von Schwester Tod: Sie ist ein Geschöpf des gemeinsamen Vaters und gehört zur Schöpfung. Sie wird uns alle in die Ewigkeit Gottes begleiten. Diese Ewigkeit – würden wir sie wirklich verweigern wollen, um stattdessen täglich irgendwelche Sprung- und Hantelübungen zu absolvieren, bevor wir das ewig (!) gleiche Mus mit Pillen dazu einnehmen? Die britische Krankenschwester Cicely Saunders – selbst eine Pionierin, nämlich der Palliativmedizin – hat einen Gedanken geprägt, der auch über 20 Jahre nach ihrem Tod häufig zitiert wird: Nicht dem Leben mehr Jahre geben, sondern den Jahren mehr Leben!

Es wäre allerdings unfair, Menschen wie Bryan Johnson als reine Spinner abzutun. Immerhin stellen sie sich als Langzeit-Studienobjekt zur Verfügung. Bei ihrem Selbstversuch werden Erkenntnisse gewonnen, die uns allen nützen können, etwa in Bereichen der Prävention von Demenz oder Knochenschwund. Trotzdem bleibt das Leben, wie Erich Kästner schon wusste, lebensgefährlich. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als auf das einzige ewige Leben zu setzen, das uns schon versprochen ist. Das ist es, was ich wie eine Pionierin anvisiere. Hinter diese Grenze will ich schauen.



Geschichten für die Ewigkeit: Über zwei Zuflüsterer, die Freunde geworden sind

Er führe ein «Doppelleben», schreibt Pfarrer sowie Hypno- und Familientherapeut Stefan Hammel im folgenden Beitrag. Das ist nicht immer einfach, doch besonders helfen ihm Geschichten, diesen Spagat zu überwinden und die beiden Berufe fruchtbar füreinander zu verbinden.

Stefan Hammel

Wenn Menschen mich fragen, was ich beruflich so mache, sage ich: «Ich führe ein Doppelleben.» Das klingt anrühlich, fast unanständig. Bei so etwas hören die meisten Menschen gern zu. In Wirklichkeit bin ich gar nicht so schlimm. Mit einem Teil meiner Existenz bin ich evangelischer Klinikpfarrer, mit dem anderen Hypno- und Familientherapeut. Seltsam ist mein Doppelleben nicht deswegen, weil die beiden, die ich bin, so wenig miteinander zu tun hätten, sondern weil sie so viel miteinander zu tun haben und doch irgendwie verschieden sind. Wenn der Pfarrer an einem Krankenbett steht, mischt sich ständig der Therapeut ein, und wenn der Therapeut in seiner Praxis mit Klienten spricht, drängt sich der Pfarrer ins Gespräch. Ein bisschen muss ich aufpassen, denn die Patienten im Krankenhaus haben nicht nach einem Therapeuten gefragt, und die Klienten in der Praxis nicht um den Besuch eines Pfarrers gebeten. Im Lauf der Zeit sind der Pfarrer und der Therapeut in mir aber doch ein Team geworden. Es hat sich eingebürgert, dass der Therapeut unsichtbar neben dem Pfarrer steht und ihm etwas zuflüstert und der Pfarrer im Beratungszimmer dabeisitzt und dem Therapeuten Botschaften ins Ohr raunt. Manchmal erzählt der Therapeut etwas aus der Welt des Pfarrers und manchmal der Pfarrer etwas aus der Welt des Therapeuten. Das Wichtigste ist dabei, dass die Sprache stimmt: Der Pfarrer darf nicht zu therapeutisch klingen und der Therapeut



Die Bremer Stadtmusikanten sind auch an vielen öffentlichen Orten anzutreffen. Doch läuft hier etwas schief...



Ranft: Christophorus galt vor allem im Mittelalter als Helfer im Tod. Eine wunderbare Legende.

Bilder: Adrian Müller

nicht zu sehr wie ein Pfarrer. Dafür haben der Therapeut und der Pfarrer einen gemeinsamen Weg gefunden: Sie erzählen den Leuten Geschichten, manchmal erfundene Geschichten, manchmal erlebte und manchmal irgendwo gehörte Geschichten.

Wenn der Therapeut mit Menschen redet, die trauern oder sich vor dem Sterben fürchten, dann hilft ihm oft der Pfarrer. Der Therapeut erzählt dann Geschichten wie diese:

Die Durchreiche

In manchen Häusern gibt es zwischen Küche und Esszimmer eine Schrankwand mit einer Durchreiche. Oft ist da eine Tür auf beiden Seiten, die man öffnen und schliessen kann. In grösseren Gebäuden mit einer

Kantine findet man manchmal auch einen Aufzug, der das Essen bringt und in den man das gebrauchte Geschirr später wieder zurücklegt. Wenn Sie sich vorstellen, dass es so eine Durchreiche oder einen Aufzug hin zur jenseitigen Welt gäbe, was würden Sie Ihren Eltern hinüberreichen, was Ihnen nicht guttut oder sie nicht mehr brauchen? Was wäre schön, bei ihnen in der anderen Welt abzugeben? Gibt es auch etwas, was die ihnen von der anderen Seite in die Durchreiche stellen sollen, damit sie es von ihnen abholen können?¹

Umgezogen

Eine Altenpflegerin sagte: «Ich bin umgeben von so vielen Menschen, die ich mag, und es sterben so viele – wenn ich um die alle trauern würde, käme ich mit dem Trauern gar nicht mehr nach. Ich sage mir: «Die sind umgezogen.»²

¹ Hammel, 2021, 118.

² Hammel, 2022, 121.



Bild: Uta Poss, Presse-Bild-Poss

Den Schrank aufräumen

Trauer kann so ein furchtbar chaotischer Zustand sein, wie ein sinnloses, unheilvolles Durcheinander. Als ob die Seele ganz gross aufräumt und alles aus den Schränken holt, alles herausholt, reinigt, sichtet, sortiert: Was bedeutet mir das hier? Wofür brauche ich das? Soll das bleiben oder weg? Es entsteht ein Riesendurcheinander, obwohl man doch Ordnung machen will. Vielleicht traut man sich gar nicht, die Wohnung in diesem Zustand Gästen zu zeigen. Vielleicht gruselt es einem bei der Idee, wie viel Arbeit noch vor einem liegt, bis die Schränke zwar anders als vorher, aber doch wieder schön aussehen. Ich glaube daran, dass die Seele bei allem gefühlten Chaos einen Plan hat und weiss, wie sie aufräumt und mit der Zeit eine schöne Wohnung schafft, auch wenn mein Bewusstsein es noch nicht weiss und es sich im Moment noch nicht einmal richtig vorstellen kann.³

Wenn der Pfarrer an einem Kranken- oder Sterbebett steht oder mit trauernden Angehörigen spricht, kann es sein, dass ihm der Therapeut etwas zuflüstert und sich die Begegnung dadurch verändert.

Die Inselblume

Auf einer kleinen Insel mitten im weiten Ozean wuchs eine wunderschöne goldgelbe Blume. Niemand wusste, wie sie dort hingekommen war, denn es gab sonst keine Blumen auf dieser Insel. Die Möwen kamen angeflogen, um dieses Wunder zu bestaunen. «Sie ist schön wie die Sonne», sagten sie. Die Fische kamen angeschwommen. Sie schauten aus dem Wasser, um sie zu bewundern. «Sie ist schön wie eine Koralle», sagten sie. Ein Krebs kam an Land, um sie zu betrachten. «Sie ist schön wie eine Perle am Meeresgrund», sagte er. Und sie kamen fast jeden Tag, um diese Blume zu bewundern.

Eines Tages, als sie wieder kamen, um nach der Blume zu schauen, fanden sie die goldenen Blätter der Blume braun und vertrocknet. «O weh», sprachen die Möwen, die Fische und der Krebs. «Die Sonne hat unsere Blume versengt. Wer soll jetzt unser Herz erfrischen?» Und alle waren traurig. – Doch einige Tage später war da an der Stelle der Blüte eine wunderbare zart-weiße Kugel. «Was ist das?», fragten die Tiere. «Es ist so weich wie eine Wolke», sagten die Möwen. «Es ist so leicht wie die Gischt», sagten die Fische. «Es ist so fein

³ Vgl. Hammel 2006, 108f.; 2021, 117.

wie der Schimmer der Sonne im Sand», sagte der Krebs. Und alle Tiere freuten sich.⁴

Da fegte ein Windstoss über die Insel und wehte dieses weisse Wunder in tausend kleinen Flocken fort. «O weh», sprachen die Möwen, die Fische und der Krebs. «Der Wind hat unsere Kugel verweht. Was soll jetzt unser Gemüt erfreuen?» Und alle waren traurig.

Eines Morgens, als die Sonne über dem Meer aufging, leuchteten da im goldenen Morgenlicht hunderte und nochmals hunderte von wunderschönen goldgelben Blumen. Da tanzten die Möwen am Himmel und die Fische im Wasser, und der Krebs tanzte mit seinen Freunden einen Reigen zwischen den Blumen, und alle freuten sich.

Gottes Garderobe

Einmal wurde ich zu einem Mann ins Krankenhaus gerufen. Der Mann hatte lange um sein Leben gekämpft, aber nun war klar, dass er bald sterben würde. Seine Frau hatte mich gebeten zu kommen, um ein Gebet und einen Segen zu sprechen. Nachdem ich einen Psalm und ein Gebet gesprochen hatte, wandte ich mich an ihn. Alles, was ihm Kummer oder Angst machen könnte, möge er ablegen, so bat ich ihn, wie an einer Garderobe. Davor stünde jemand, der – wie in einem Konzerthaus oder Theater – entgegennähme, was er jetzt nicht brauche. Das alles könne er dort ab-

Stefan Hammel

Dr. phil. Stefan Hammel ist evangelischer Klinikpfarrer, Hypnotherapeut, Systemischer Therapeut, Organisator des jährlichen Internationalen Festivals des Therapeutischen Erzählens (www.erzaehl-festival.de),

Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Medizinische Hypnose (SMNH) und der deutschen Milton-Erickson-Gesellschaft (MEG).

Er ist Leiter des Instituts für Hypnosystemische Beratung in Kaiserslautern und Autor vieler Fachbücher. Ein Blog mit therapeutischen Geschichten sowie kostenlose KI-Assistenten für Seelsorgende und Therapeuten finden sich auf seiner Website www.stefan-hammel.de/blog.



geben wie Kleider und Gepäckstücke. Was mit Schuld oder Vorwürfen zu tun habe, alle Gedanken, die ihm nicht guttäten, und alles, was er nicht brauche, könne er dort ablegen. Danach sprach auch seine Frau mit ihm über das Loslassen: davon, dass sie ihn nicht festhalte, dass er loslassen dürfe und davon, dass er seine Liebe zu ihr auch von der anderen Seite aus ausdrücken könne. Etwa eine Viertelstunde später starb er ruhig, ohne Kampf.⁵

Früher hat sich der Therapeut ein bisschen geniert, wenn er Klienten die Geschichten des Pfarrers erzählte. Dem Pfarrer war es unbehaglich, wenn er in eine Sterbeandacht hypnotherapeutische Geschichten eingefügt hatte, um Sterbenden zu helfen, sich von Atemnot und Schmerzen zu befreien, die Angst vor dem Ungewissen abzulegen und in Frieden auf die andere Seite zu wechseln. Inzwischen erzählt der Therapeut manchmal auch Geschichten aus der Bibel, und der Pfarrer zeigt manchmal Patienten, mit welchen Methoden sie Schmerzen selbst regulieren können. Wichtig ist, dass sie Worte finden, die mit dem, was ihre Gesprächspartner erwarten, in Resonanz gehen.

Literatur von Stefan Hammel

Hammel, S. (2006). Der Grashalm in der Wüste. 100 Geschichten aus Beratung, Therapie und Seelsorge. Impress

Hammel, S. (2014). Therapie zwischen den Zeilen. Das ungesagt Gesagte in Psychotherapie, Beratung und Heilkunde. Klett-Cotta

Hammel, S. (2021). Alles neu gerahmt! Psychische Symptome in ungewöhnlicher Perspektive. Ernst Reinhardt

Hammel, S. (2022). Hypnosystemische Therapie. Das Handbuch für die Praxis. Klett-Cotta

⁴ Hammel 2006, 102 f.

⁵ Vgl. Hammel 2014, 155 f.

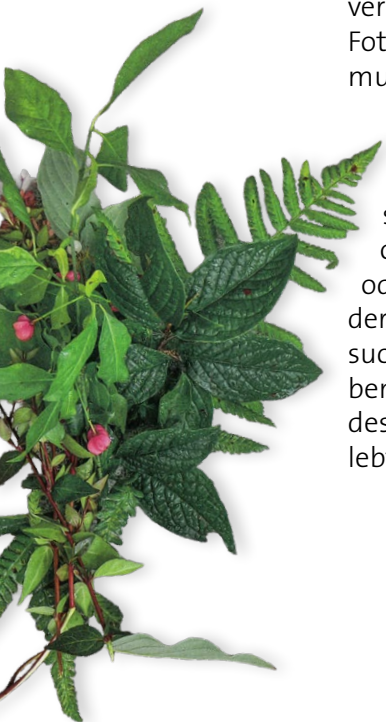
Lebensbilder: Fotografie in Palliative Care

Tina Ruisinger hat im Christoph Merian Verlag (2025) ein Buch auf der Basis von Fotografien in der Palliative Care herausgegeben. Clara Bolin, Barbara Bleisch, Sabine Millius und andere haben Gedanken und Gedankenketten beigesteuert. «Bei jedem Besuch hat Tina Ruisinger den Patient:innen einen kleinen Strauss aus dem Wald mitgebracht. Ein Lichtblick in dunklen Zeiten.»

Adrian Müller

Vier Jahre lebte und wirkte ich im Kapuzinerkloster Schwyz, einem Pflegekloster der Schweizer Kapuzinerprovinz. Sterben gehört am Ende des Lebens immer wieder neu dazu. Berühmte Philosophen und Theologen rieten oft, man solle sich regelmässig mit dem Tod auseinandersetzen, um die Lebensqualität zu verbessern. Das Buch Lebensbilder von Tina Ruisinger kann eine Einladung zum Meditieren und Nachdenken sein.

Die sinnvollen Texte sollen hier nicht verarbeitet, aber einige Gedanken zu den Fotos, vor allem zu den Fotomotiven, formuliert werden. Das Titelbild wird mit einem Familienfoto vor dem Gipfelkreuz gestaltet. Dies ist aus zwei Gründen ein spannendes Motiv. Einerseits fanden sich auch bei Kapuzinern oft Familien- und Geschwisterfotos oder eben Gipfelmomente des Lebens an der Wand oder auf dem Nachttisch. Untersuchungen zeigen, dass Menschen am Lebensende oft betonen, dass sie während des Lebens Freundschaften zu wenig gelebt und gepflegt haben.



Des Weiteren fallen im Buch Fotos mit Detailaufnahmen auf. Ob das Detail im Alter wichtiger wird? Dabei werden diese Gegenstände manchmal auch medial vermittelt gezeigt. Beim Titelbild basiert die Erinnerung auf einer Fotografie. Handy oder Tablet können ähnliche Situationen aufzeigen und verdeutlichen. Spannend ist, dass dabei oft auch Hände und Finger ins Zentrum rücken. Sehr selten sieht man Gesichter, einige Male von hinten, weil die Menschen als Betrachtende in die Richtung der Kamera schauen.



Interessanterweise ist das Buch für wissenschaftliches Arbeiten nicht geeignet: Es gibt keine Seitenzahlen. Vielleicht ist das auch eine Eigenschaft des Alters? Man lebt in der Gegenwart und die Erinnerung selbst wird auch zu einer Gegenwart. Da braucht es dann keine genauen Angaben und Zitate mehr. Die dazugehörigen Gefühle und Erfahrungen sind wichtig. Vielleicht bringt das Silvia (90) vor einem leuchtend roten Metallrahmen mit eingepassten Glassplittern auf den Punkt: «Diese Farben, diese Formen. Es ist eine Art Kraft, die zu mir kommt, wenn ich das sehe.»



Adrian Müller

Der Kapuziner Adrian Müller (1965, Dr. theol., lic. phil.) ist Chefredaktor der Zeitschrift ITE und in unterschiedlichen Medien tätig. Er ist Vikar im Kapuzinerkloster Wesemlin in Luzern und predigt bei der Zürcher Telebibel. In der Kantonalkirche Schwyz ist er im Vorstand zuständig für das Ressort Seelsorge.

www.adrianm.ch



Der Auferstehungsglaube lässt uns hoffen

Im folgenden Beitrag setzt sich der Autor mit der Theologie der christlichen Hoffnung des Apostels Paulus auseinander. Für Paulus besitzt das Leben einen eigenen Wert, und der Tod lässt sich nicht einfach beschönigen. Er prägt unser Dasein und kann nicht einfach rational oder spirituell wegrationalisiert werden. Letztlich prägt die Frage nach der Auferstehung den christlichen Glauben. Ohne sie fehlt jede tragfähige Hoffnung.

Robert Vorholt

Der Apostel ist nicht lebensmüde. Sein starkes Verlangen, die Christinnen und Christen seiner geliebten Gemeinde bald wiederzusehen (vgl. Phil 2,24), ebenso wie die Ziele, die er sich setzt, und die Pläne, die er entwirft (vgl. Phil 1,24–26), zeugen von grosser Lebensfreude. Dennoch steht ihm der Tod vor Augen. Angesichts der Lage, in der er sich befindet, muss er damit rechnen, dass seine Vorhaben und Hoffnungen unerfüllt bleiben, weil sein Leben vielleicht schon morgen aus der Gefängniszelle heraus gewaltsam beendet werden könnte – sei es am Galgen oder auf dem Schafott. Diese Möglichkeit erfüllt ihn nicht mit Freude, doch sie stürzt ihn auch nicht in Verzweiflung. Seine Worte sind von tiefer Bewegung geprägt, zugleich aber von innerer Gelassenheit getragen. Weder Furcht noch Panik bestimmen sein Denken, auch nicht Zorn oder Zweifel am Glauben, sondern ein festes Vertrauen: Gottes Wille wird sich erfüllen – unabhängig davon, wie die Situation ausgeht. In diesem Horizont kann er sich vorstellen, «aufzubrechen» und «bei Christus zu sein», wobei er ergänzt: «Um wie viel besser wäre das!» (Phil 1,23).

Paulus hofft, aber stellt sich auch auf das Schlimmste ein

Paulus schreibt diesen Abschnitt aus der Haft heraus (Phil 1,7.13.17). Seine Worte (Phil 1,18–20) lassen die Schwere seiner Lage erkennen. Dabei denkt er an Hiob, den zu Unrecht Leidenden, und greift auf dessen Worte zurück (Hiob 13,16 LXX): «Ich weiss, dass mir dies zum Heil gereichen wird» (Phil 1,19). Ein solcher Verweis erfolgt nicht in Zeiten ungetrübten Glücks; vielmehr zeigt er, wie ernst die Lage ist. Offenbar hat bereits eine Art Gerichtsverhandlung stattgefunden (vgl. Phil 1,7), doch ein endgültiges Urteil steht noch aus (vgl. Phil 2,23). Dieses kann sowohl Freiheit als auch Tod bedeuten (Phil 1,19–24). Paulus hofft zwar auf seine Freilassung, doch er stellt sich auch auf das Schlimmste ein. Seine Aussagen zur Endzeit sowie seine Bereitschaft, «aus der Welt zu scheiden und bei Christus zu sein» (Phil 1,23), machen deutlich, dass er sich nicht nur am Ende seines Wirkens, sondern möglicherweise auch am Ende seines Lebens sieht.

➤ ***Gott wird das Werk, das er begonnen hat, auf seine Weise vollenden, ganz gleich, wie der Ausgang aussieht.***



Seine Hoffnung richtet sich jedoch auf etwas Tieferes: die Gewissheit, dass er weder im Leben noch im Sterben aus Gottes Hand fällt. Gott wird das Werk, das er begonnen hat, auf seine Weise vollenden, ganz gleich, wie der Ausgang aussieht. Diese Überzeugung trägt ihn. Sie beeindruckt nicht nur wegen seiner Standhaftigkeit, sondern vor allem, weil sie eine tiefe Verwurzelung in Gott erkennen lässt, selbst angesichts akuter Lebensgefahr.

Ein ähnlicher Gedanke findet sich auch in 2 Kor 1,8–10. Ob hier dieselbe Gefangenschaft gemeint ist, bleibt offen. Doch deutlich wird, dass Paulus gerade in äusserster Not sein Vertrauen auf Gott setzt, der die Toten auferweckt. Dieses Vertrauen steht in einer Tradition: Es knüpft an die Psalmen an, in denen der Beter lernt, sich nicht auf Menschen, sondern auf Gott zu verlassen (vgl. Ps 32,10; 112,7; 125,1), ebenso wie an das jüdische Achtzehnbittegebet, das Gott als den beschreibt, «der die Toten auferweckt». Paulus geht darüber hinaus, indem er diesen Gedanken christologisch

deutet: Seine Formulierung erinnert bewusst an die Auferweckung Jesu. Letztlich ist es der Glaube an die Auferstehung, der ihn hoffen lässt – der Glaube an einen Gott, der Fesseln sprengt und Leben schenkt.

In tiefer Beziehung zu Christus

Paulus lebt aus einer tiefen Beziehung zu Jesus Christus, der sein Leben grundlegend verändert (vgl. Phil 3,7f.) und ihn in den Dienst des Evangeliums gestellt hat (vgl. Phil 1,12). Deshalb kann er sagen: Christus ist für ihn das Leben (Phil 1,21). Damit beschreibt er eine Wirklichkeit, in der sein ganzes Dasein von Christus bestimmt ist. Daraus erwächst die Hoffnung, Christus sowohl im Leben als auch im Sterben zu verherrlichen (Phil 1,20). Der Tod erscheint vor diesem Hintergrund nicht als endgültiges Ende, sondern als Übergang zu einer tieferen Gemeinschaft mit Christus – einer Wirklichkeit, die alles bisherige übersteigt. Deshalb kann Paulus den Tod sogar als Gewinn bezeichnen (vgl. Phil 1,21).

Dieser «Gewinn» bedeutet aber keine Abwertung des irdischen Lebens. Vielmehr gründet er in der Erwartung, dass sich jenseits des Todes das Gute, das schon jetzt erfahren wird, in gesteigerter Weise erfüllt. Die Gemeinschaft mit Christus umfasst sowohl das gegenwärtige Leben als auch die kommende Existenz. Sterben bedeutet daher keinen Verlust, sondern einen Übergang von Hoffnung zur Gewissheit, von Glauben zum Schauen (vgl. 1 Kor 13,12f.).

➤ ***Das Leben der Glaubenden steht zwischen Gegenwart und zukünftiger Vollendung.***

Erst danach wendet sich Paulus der Möglichkeit zu, weiterzuleben (Phil 1,22). Da er das Leben schätzt, ist ihm auch diese Perspektive willkommen – nicht zuletzt, weil sie ihm erlaubt, sein apostolisches Werk fortzusetzen. Zwar liegt die Entscheidung letztlich nicht bei ihm, sondern bei seinen Richtern, doch er durchdenkt beide Möglichkeiten offen und ehrlich. Dabei verkündet er weder das Leben noch den Tod. Entscheidend ist für ihn vielmehr die Verantwortung gegenüber der Gemeinde. Seine persönliche Situation ordnet er dem Auftrag unter, weiterhin der Kirche zu dienen. So wird deutlich, dass das Leben der Glaubenden zwischen Gegenwart und zukünftiger Vollendung steht.

Für Paulus besitzt das Leben einen eigenen Wert, und der Tod lässt sich nicht einfach beschönigen. In Korinth sieht er sich sogar gezwungen, die lebensfeindliche Seite des Todes hervorzuheben. Dort vertraten einige Gemeindemitglieder die

Auffassung, es gebe keine Auferstehung der Toten. Diese Ansicht entspringt jedoch keinem skeptischen Zweifel, sondern einem übersteigerten Erwählungsbewusstsein. Einerseits ging man davon aus, die Fülle der göttlichen Gnade bereits im Hier und Jetzt vollständig zu besitzen (vgl. 1 Kor 4,7–13). Andererseits verstand man das Heil vor allem als geistige Ausstattung mit einer unsterblichen Seele (vgl. 1 Kor 6,13).

Diese Vorstellungen führten dazu, dass die leibliche Dimension des Menschen abgewertet wurde. In der Folge verlor auch der Tod seine dramatische Bedeutung: Er wurde nicht mehr als Krise oder Bedrohung wahrgenommen, sondern als nebensächlicher Übergang. Damit wurden auch Trauer, Abschiedsschmerz und die Freude am Leben relativiert.

Paulus erkennt die Tragweite dieser Position (1 Kor 15,17). Die Frage nach der Auferstehung ist entscheidend für den christlichen Glauben. Ohne sie fehlt jede tragfähige Hoffnung. Erst die Auferweckung Jesu eröffnet den Verstorbenen eine Perspektive über den Tod hinaus (vgl. 1 Kor 15,15 ff.). In 1 Kor 15 beschreibt Paulus deshalb das Schicksal der Gläubigen in enger Verbindung mit Christus. Dabei betont er die grundlegende Andersartigkeit des Auferstehungsleibes und macht deutlich, dass zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben ein tiefer Einschnitt liegt.

Mittelbild: Unterwasser in der Gemeinde Wildhaus-Alt St. Johann im Kanton St. Gallen. Fassadenaufschrift: «Unser Paradies auf Erden».

Bild: Adrian Müller





Unser Paradies

auf Erden





Robert Vorholt

Robert Vorholt ist seit 2012 Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. 1999 wurde er in seiner Heimatstadt Münster/Westfalen (Deutschland) zum Priester geweiht.

Der Tod bleibt somit eine reale Grenze und eine Macht, die das Leben überschattet. Die Traurigkeit angesichts der Vergänglichkeit ist daher berechtigt. Sie zu verdrängen würde bedeuten, den Tod nicht ernst zu nehmen. Paulus erinnert die Korinther daran, dass Sterblichkeit zum Menschsein gehört (vgl. 1 Kor 15,50.53). Der Tod prägt das Leben tiefgreifend und kann weder rational noch spirituell neutralisiert werden.

Für Paulus ist der Tod der grosse Feind Gottes

In dieser Sichtweise steht Paulus in Nähe zu den Psalmen, die den Tod als gegenwärtige Macht verstehen, die das Leben durchzieht. Für ihn ist der Tod der grosse Feind Gottes (1 Kor 15,26). Doch gerade

deshalb ist er überzeugt, dass Gott ihn überwinden wird (1 Kor 15,25f.). Dieser Sieg besteht nicht nur darin, den Tod zu beseitigen, sondern darin, neues Leben zu schaffen – ein Leben, das ganz von Gottes Geist geprägt ist (1 Kor 15,44–49). Deshalb kann Paulus mit den Worten aus Jesaja sagen: «Verschlungen ist der Tod im Sieg» (1 Kor 15,54).

Die Botschaft von der Auferstehung verändert den Blick auf das Leben und auf den Tod. Sie nimmt dem Leben nicht seinen Wert und beseitigt auch nicht die Trauer. Doch sie eröffnet eine neue Perspektive: Im Blick auf Jesus Christus wird die Dunkelheit menschlicher Existenz durch Hoffnung erhellt. Es ist die Hoffnung auf eine endgültige Geborgenheit in Gott – die Perspektive des Himmels.



Luzern, Löwendenkmal.

Bild: Adrian Müller

Der Tod im Verständnis verschiedener Religionstraditionen

Die Natalität und die Mortalität als universelle Konstanten des menschlichen Daseins werden in allen Religionstraditionen verhandelt; gerade die Frage danach, was ein gutes Sterben ausmacht, wie es vonstatten gehen soll und wo es den Menschen hinführt, ist Gegenstand zahlreicher religiöser Vorstellungen und Überlegungen.

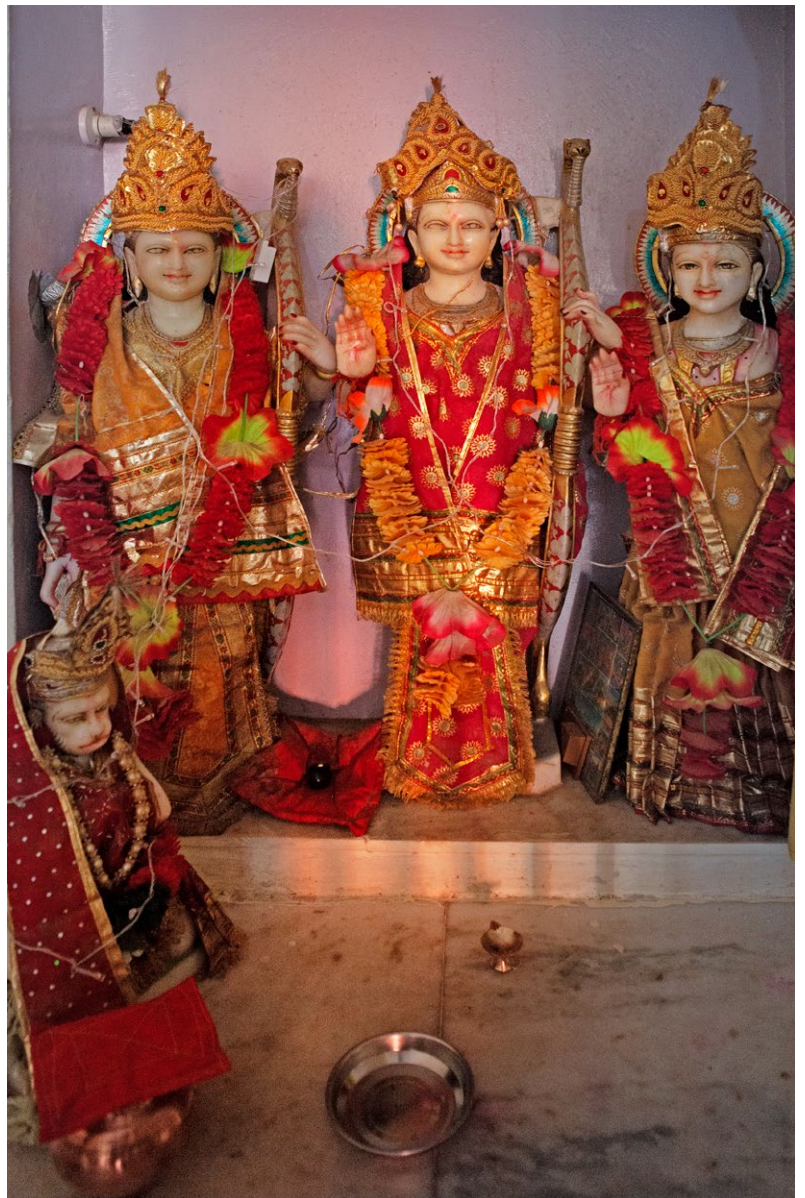
Mirjam Läubli

Bei der Behandlung von Fragen des Lebens und Todes scheinen ganz unterschiedliche Konzepte auf, die sich teilweise aus den heiligen Schriften der jeweiligen Religionstraditionen speisen, teilweise durch kulturell geprägte Traditionen und Praktiken herausgeformt wurden. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass jede Religionstradition eine enorme Heterogenität aufweist und die besagten Konzepte deshalb auch religionsintern ganz unterschiedlich ausgeprägt sein können.

➤ ***Bei Fragen nach Leben und Tod geht es zunächst um Zeitlichkeit und Endlichkeit.***

Bei den Fragen nach Leben und Tod geht es zunächst um Fragen nach Zeitlichkeit und Endlichkeit, und in diesem Zusammenhang kann grundsätzlich unterschieden werden zwischen Religionstraditionen mit einem zyklischen Zeitverständnis (wie dem Hinduismus und dem Buddhismus) und Religionstraditionen mit einem linearen Zeitverständnis (wie den abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam).

Letztere gehen prinzipiell davon aus, dass jede menschliche Existenz einen Anfangs- und einen Schlusspunkt aufweist; auch wenn sie postulieren, dass der Mensch nach seinem irdischen Dasein in eine andere Welt übergeht und gerade in der christlichen und in der islamischen Tra-



Indien, hinduistische Götter in einem abgelegenen Tempel.

Bild: Adrian Müller



Indien: Gedenksätze in einem buddhistischen Tempel.

Bild: Adrian Müller

dition zum Teil sehr explizite Aussagen darüber gemacht werden, wie man sich dieses Jenseits vorstellen kann, so wird doch jedes menschliche Dasein als einmalig, individuell, in sich abgeschlossen und mit dem Tod als unwiederbringlich zu Ende kommend betrachtet. In der jüdischen Tradition gibt es keine konkreten Angaben dazu, was den Menschen nach seinem Tod erwartet; die Annahme, dass er in eine göttliche Sphäre, in eine Überzeitlichkeit eingeht, gehört aber auch hier zum Grundverständnis.

Ein Sein in Übergängen

In religiösen Weltvorstellungen, die ein zyklisches Zeitverständnis aufweisen, gibt es nicht Anfang und nicht Ende; es gibt Übergänge. Alles Lebende ist per se grundsätzlich wesensgleich und eingebunden in eine unendliche Kette von Daseinsformen. Wenn ein menschliches Leben endet und mit dem Tod einer Person einen Schlusspunkt findet, so geht die Seele dieser Person in eine andere Lebensform über. Diese Seele ist aber per se nichts in sich abgeschlossenes, sondern immer schon aufgehoben im grossen Ganzen; das «Ich» als eigenes Wesen gilt als Illusion, und das

ganze Leben ist nichts anderes als eine beständige Übung des Loslassens und der Vorbereitung aufs nächste Dasein.

Diese hier knapp umrissenen Vorstellungen davon, was der Tod in Bezug auf das menschliche Leben zu bedeuten hat, spiegeln und manifestieren sich auch in den jeweiligen religiösen Praktiken, die rund ums Sterben vollzogen werden, sowie in den Bestattungsritualen und den Erinnerungskulturen. In den abrahamitischen Religionstraditionen spielt die Beisetzung und die Pflege des Grabes als letzter Ruhestätte eines Menschen eine enorm wichtige Rolle. Von der letzten Waschung der verstorbenen Person über die Grablegung bis hin zu den Trauergebräuchen wird dem Umgang mit dem oder der Toten sehr viel Raum gegeben, und diese Raumgebung ist stark ritualisiert – auch wenn es natürlich festzuhalten gilt, dass in einer sich immer stärker säkularisierenden Welt viele Traditionen Anpassungen erfahren oder sogar verschwinden; so ist, zumindest im hiesigen mitteleuropäischen Kontext, das Grabmal als Kondensationspunkt der Erinnerungskultur längst nicht mehr so präsent wie noch vor einigen Jahrzehnten.

Jüdische Gräber.

Bild: Uta Poss, Presse-Bild-Poss

In der hinduistischen und der buddhistischen Tradition hingegen ist gerade nicht das Erschaffen eines physischen Erinnerungsortes von Bedeutung, sondern vielmehr die möglichst rasche Beseitigung des toten Körpers, der, nachdem eine Person verstorben ist, nichts weiter darstellt als eine leere Hülle. Die Feuerbestattung und das anschließende Verstreuen der Asche (vorzugsweise in einem fließenden Gewässer) sind die zentralen Momente des Abschieds, wobei der Fokus nicht so sehr auf den Hinterbliebenen, sondern vielmehr auf dem Geist der verstorbenen Person, den es freizusetzen gilt, liegt.

Die Seele der verstorbenen Personen befreien und befrieden

Es lässt sich festhalten, dass rund um das Lebensende je nach Religionstradition ganz unterschiedliche Bedürfnisse hinsichtlich physischer Präsenz (z. B. in Form von Gedenkorten) oder eben Verflüchtigung gestillt werden und davon ausgehend sich entsprechende Handlungen manifestieren. Allen Religionstraditionen gemein ist jedoch die Vorstellung, dass die Seele der verstorbenen Person befreit und befriedet werden soll – wenn auch die Vorstellungen davon, was dies bedeutet und wo dieser Frieden zu finden ist, stark divergieren.



Wo das Evangelium tanzen lernte

Im Monat der Weltmission, im Oktober, richtet die Kirche in der Schweiz ihren Blick nach Bolivien. Zugleich erinnert sie sich an die Einführung des Sonntags der Weltmission vor 100 Jahren. Papst Leo XIV. stellt diesen im Jubiläumsjahr 2026 unter das Thema: «Eins in Christus, vereint in der Mission.» Damit ist gesagt: Mission beginnt nicht bei Strategie, sondern bei versöhnter Gemeinschaft. Von dort führt die Spur nach Bolivien – zu P. Martin Schmid SJ aus Baar, dessen Wirken in Holz, Klang und Liturgie weiterlebt.

Hanspeter Ruedl

Ein Baarer in der Chiquitanía

P. Schmid brach 1729 nach Südamerika auf. Die Reise führte über Spanien, den Atlantik, Buenos Aires und Potosí in die Chiquitanía. Dort wirkte er ab 1732 über 37 Jahre lang. Er errichtete Kirchen, bildete Handwerker aus, baute Orgeln, Geigen und Har-

fen, schrieb Musik und schuf Räume, in denen Menschen nicht nur belehrt, sondern beteiligt wurden.

Diese Geschichte darf nicht geglättet werden. Mission geschah im kolonialen Gefüge, unter Machtverhältnissen, die Verletzungen hinterliessen. Andererseits: Musik, Baukunst und gemeinsames Feiern eröffneten eine Sprache, in der die Chiquitanos selbst zu Trägern des Glaubens wurden. Die Kirchen von San Javier, San Rafael und Concepción verbinden europäische Formen mit lokalen Materialien.

Musik ist Liturgie, nicht Beigabe

In einem Brief beschreibt Schmid seine Arbeit nicht mit Begriffen der Verwaltung. Er singe, spiele und tanze, schreibt er sinngemäss. Darin liegt eine geistliche Einsicht. Liturgie entsteht nicht dort, wo Musik nachträglich verschönert. Sie entsteht, wo Wort, Raum, Körper, Stimme und Stille zusammenfinden. Musik ist dann nicht Dekor, sondern Vollzug.

Für Mission im Jahr 2026 ist das kein historisches Detail. Das Einssein in Christus ist kein innerkirchlicher Besitzstand, sondern Ausgangspunkt allen kirchlichen Handelns. Denn kirchliches Wirken, das nicht missionarisch ist, verfehlt sich selbst. Bolivien erinnert daran, dass Evangelisierung ohne Kultur nicht denkbar ist und ohne Demut gefährlich wird. Wer singt, muss hören. Eine missionarische Kirche braucht weniger Lautstärke als Resonanz.



*Die in den Jahren 1752–1756
von Martin Schmid erbaute
Missionskirche in Concepción,
Bolivien.*

Bild: Yves Carron, Missio Schweiz



Eine franziskanische Spur

Dass wir P. Schmid heute neu lesen können, verdankt sich auch einem Kapuziner: P. Rainald Fischer gab 1988 das Buch «P. Martin Schmid SJ. 1694–1772. Seine Briefe und sein Wirken» heraus. Bemerkenswert ist die verwandtschaftliche Nähe: Fischer stammt in fünfter Ahnengeneration vom Bruder von P. Martin Schmid ab. Aus dieser Nähe wurde jedoch keine Vereinnahmung, sondern sorgfältige Erinnerung.

Vielleicht liegt darin ein franziskanischer Zugang zur Weltmission: Aufmerksamkeit für das Konkrete; nicht grosse Worte, sondern ein hörbares Evangelium. Hundert Jahre nach 1926 fragt dieser Sonntag, ob unsere Gemeinden Orte sind, an denen Menschen verschiedener Herkunft miteinander beten, arbeiten, singen – und einander verändern lassen. Eins in Christus zu sein bedeutet dann nicht Gleichförmigkeit, sondern versöhnte Gemeinschaft, die sendungsfähig wird.

Hanspeter Ruedl

(geb. 1969) hat an der Universität Innsbruck (A) katholische Theologie und Politikwissenschaften studiert. Er hat eine langjährige und internationale Erfahrung in Kommunikation und Marketing. Seit 2023 ist er bei Missio Schweiz verantwortlich für den Bereich Kommunikation, Marketing und Fundraising.



Bolivien: Kirche im Land der vielen Stimmen

Wenn Bolivien im Oktober Schwerpunktland des Monats der Weltmission ist, begegnet uns kein Land, das sich in wenigen Bildern erklären lässt. Zwischen Anden, Tälern und Amazonas-Tiefland leben rund 12,6 Millionen Menschen auf einer Fläche, die mehr als 26-mal so gross ist wie die Schweiz. Sucre ist die konstitutionelle Hauptstadt, La Paz der Regierungssitz. Spanisch, Quechua, Aymara, Guaraní und weitere Sprachen prägen den Alltag – und damit auch die Gestalt des Glaubens.

Yves Carron

Eine Kirche mit weiter Landkarte

Die katholische Kirche gehört seit der Kolonialzeit zur Geschichte Boliviens – mit missionarischer Kraft, Bildungsarbeit und sozialer Nähe, aber auch mit Verstrickungen in Macht und Ungleichheit. Heute ist Bolivien ein säkularer Staat. Die Kirche besitzt keine staatliche Vorrangstellung mehr, bleibt aber eine Institution, der viele Menschen zutrauen, Brücken zu bauen.

Ihre Struktur zeigt die Spannweite kirchlicher Wirklichkeiten. Bolivien ist in 18 Jurisdiktionen gegliedert: vier Erzbistümer, sechs Diözesen, fünf apostolische Vikariate, zwei Territorialprälaturen und ein Militärordinariat. Dahinter stehen Stadtpfarreien in La Paz oder Santa Cruz, indigene Gemeinden im Hochland, verstreute Gemeinschaften im Tiefland und Vikariate, in denen Wege lang, Priester selten und Laien

unverzichtbar sind. Kirche ist hier nicht zuerst Verwaltung, sondern ein Netz aus Pfarreien, Orden, Schulen, Radios, Sozialpastoral, Basisgemeinden und lokalen Diensten.

Politik ohne einfache Deutung

Bolivien steht vor schwierigen Weichenstellungen. Der Machtwechsel von 2025, wirtschaftlicher Druck, Streit um Subventionen, Treibstoff, Devisen, Rohstoffe und öffentliche Finanzen haben Erwartungen an Regierung und Opposition erhöht. Bis Ende 2026 kann die politische Lage vor Ort bereits wieder anders aussehen. Dennoch stellt sich weiterhin die zentrale Frage: Wie kann ein von tiefen Gegensätzen geprägtes Land demokratisch handlungsfähig bleiben? Wer trägt die Kosten wirtschaftlicher Korrekturen? Wie werden indigene Rechte, Umweltfragen, Lithiumabbau und soziale Gerechtigkeit verbunden?

Für die Kirche liegt darin eine anspruchsvolle Aufgabe. Sie kann nicht Parteiersatz sein. Sie darf aber auch nicht schweigen, wenn Arme, Kranke oder abgelegene Gemeinden den Preis politischer Blockaden, wirtschaftlicher Not oder staatlicher Schwäche zahlen. Glaubwürdig wird sie dort, wo sie Gesprächsräume offenhält und zugleich klar sagt: Die Würde der Verwundbaren steht nicht zur Disposition.



Yves Carron

Yves Carron (geb. 1966, lic. theol. in Pastoraltheologie) hat in Freiburg studiert. Seit 2023 ist er bei Missio Schweiz verantwortlich für den Bereich Animation und Solidarität – mit besonderem Schwerpunkt auf der Kampagne zum Monat der Weltmission.

Mission als Hören und Übersetzen

Bolivien fordert eine Kirche heraus, die nicht über Menschen spricht, sondern mit ihnen. Indigene Theologien bringen biblische Hoffnung, kirchliche Tradition und die Weltdeutungen der einzelnen Bevölkerungsgruppen ins Gespräch. «Pachamama» oder «buen vivir» sind keine Dekoration. Sie fragen, ob Schöpfung, Gemeinschaft und Gerechtigkeit zusammengehören – in Wirtschaft, Umgang mit Land und Wasser, in der Pastoral.

Das bleibt spannend. Manche fürchten Synkretismus; andere erkennen darin jene Inkulturation, zu der die lateinamerikanische Kirche seit der Bischofsversammlung von Aparecida (2007) ermutigt: Mission als Begegnung, nicht als Einbahnstrasse. Für die Schweiz heisst Weltmission nicht, auf eine ferne Empfängerin zu blicken. Bolivien ist Teil der einen Kirche Jesu Christi. Sie erinnert uns daran, dass Glaube lebendig bleibt, wenn er die Sprachen des Volkes lernt und Christus dort sucht, wo Menschen um Zukunft ringen.



Alltagsleben in einer Strasse von Santa Cruz de la Sierra, Bolivien.

Bild: Axel Krien

Cochabamba: Wo Mission zuhören lernt

Cochabamba ist ein kirchlich dichtes Pflaster: theologische Fakultät, Ordensniederlassungen und soziale Brennpunkte liegen hier nahe beieinander. Die Jugendpastoral arbeitet dort nicht mit grossen Worten, sondern mit Zeit, Präsenz und verlässlichen Beziehungen. Die diözesanen Päpstlichen Missionswerke (Missio) schaffen gemeinsam mit der Erzdiözese Cochabamba Räume, in denen junge Menschen ernst genommen werden.

Hanspeter Ruedl

Eine Berufung, die weiterführt

Carla Nimet Delgado Huanca ist 39 Jahre alt und seit Kurzem Direktorin der diözesanen Päpstlichen Missionswerke in Cochabamba. Neu ist die Verantwortung, nicht aber ihr Weg in der Kirche. Seit zwölf Jahren arbeitet sie im Dienst der Erzdiözese. Vier Jahre davon war sie als Missionarin im Apostolischen Vikariat Aguarico in Ecuador tätig. Dort lernte sie, dass Mission zuerst Beziehung bedeutet: hingehen, bleiben, zuhören.

Nach ihrer Rückkehr wurde sie mit der Leitung der Päpstlichen Missionswerke in der Erzdiözese betraut. Carla versteht diese Aufgabe nicht einfach als einen Job, sondern als einen Ruf. Mit ihrem Team begleitet sie die verschiedenen missionarischen Werke und gibt dem Evangelium dort Gestalt, wo Menschen nach Halt und Richtung fragen.

Ein Raum für unausgesprochene Fragen

Neben den Päpstlichen Missionswerken verantwortet Carla auch die Jugendpastoral. In Cochabamba lassen sich Mission und Jugendpastoral kaum trennen. Viele Jugendliche wachsen unter schwierigen Bedingungen auf: Armut, Migration, brüchige Familienverhältnisse, Ausgrenzung oder Gewalt prägen ihren Alltag. In solchen Situationen reichen Programme nicht aus. Es braucht Menschen, die zuhören, Fragen aushalten und Vertrauen ermöglichen.

Darum entsteht in den Räumen der Jugendpastoral ein Ort für psychosoziale und seelsorgliche Begleitung. Priester, Ordensleute und geschulte Laien sollen dort ansprechbar sein – nicht als schnelle Antwortgeber, sondern als verlässliche Gegenüber. Die Kirche übernimmt damit eine Aufgabe, die öffentliche Strukturen vor Ort nicht leisten: Sie bietet Jugendlichen einen geschützten Raum, in dem sie ihre Geschichte erzählen können, ohne beurteilt zu werden.

Auch Gruppenangebote gehören dazu. Kinder und Jugendliche erleben in Spiel, Gespräch und gemeinsamer Arbeit, dass sie dazugehören. Sie lernen, sich selbst wahrzunehmen und den Blick für andere zu öffnen. Wer früh erfährt, dass Gemeinschaft trägt, findet eher Worte für das, was belastet.



Nationaldirektor Markus Cott (mit dem Bild der sel. Pauline-Marie Jaricot) und Bereichsleiter Yves Carron, beide von Missio Schweiz, mit Vertreterinnen des Diözesanbüros der Päpstlichen Missionswerke in Cochabamba, Bolivien.

Bild: Kelly Ledezma, Missio Schweiz

Synodalität als Arbeitsform

Carla beschreibt die Kirche in Cochabamba nicht als eine Aneinanderreihung einzelner Projekte. Die Päpstlichen Missionswerke und die Jugendpastoral arbeiten eng mit der Sozial- und Bildungspastoral sowie der Diözesanverwaltung zusammen. Erzbischof Óscar Aparicio unterstützt diesen Weg. Synodalität bleibt hier kein Begriff aus Sitzungen, sondern wird zur Arbeitsform: niemand handelt allein, weil die Lebenslagen der Menschen zu vielschichtig sind für isolierte Antworten.

Zum Projekt gehört auch eine Kapelle. Sie ist nicht Zusatz, sondern Zentrum des Hauses. Nach Gesprächen und Gruppenstunden bietet sie Raum für Gebet, Eucharistie und Anbetung. Dort kann ausgesprochen oder schweigend vor Gott gebracht werden, was im Alltag oft keinen Ort findet.

Damit dieser Ort seine Aufgabe erfüllen kann, braucht es eine Ausstattung: Sitzmöglichkeiten für Gespräche, Material für die pastorale Arbeit, sakrale Gegenstände für die Kapelle. Die Erzdiözese verfügt nur über begrenzte Mittel. Es geht dabei nicht um Einrichtung als Selbstzweck, sondern um Kontinuität: dass junge Menschen auch morgen jemanden finden, der fragt, was sie be-

wegt – und bleibt, wenn die Antwort schwierig ist. Missio Schweiz unterstützt dieses Vorhaben aus der Kollekte für den Sonntag der Weltmission 2026.

Missio Schweiz

Missio Schweiz ist der Schweizer Zweig des weltweiten Netzwerks der Päpstlichen Missionswerke. Missio fördert das Wirken der finanziell noch nicht selbsttragenden Ortskirchen in Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien. Missio unterstützt deren pastorale, soziale, erzieherische und diakonische Projekte für Kinder, Jugendliche und Erwachsene – mit dem Ziel, nachhaltige Hilfe zur Selbsthilfe zu ermöglichen. Mit der Bildungs- und Kampagnenarbeit in der Schweiz macht Missio sichtbar: Als Weltkirche sind wir über Grenzen hinweg verbunden – im Glauben, im Gebet und in gelebter Solidarität.

www.missio.ch

Missbräuche – ein Zwischenbericht

Vor 16 Jahren begann die Welle der Aufdeckung von Missbrauch in der Kirche anzurollen. Dies stellte eine grosse Herausforderung für viele kirchliche Institutionen und die Personalverantwortlichen dar. Und neu: Jetzt wurde auch der verantwortungsvolle Umgang mit den Opfern des Missbrauches wichtig. Viele Probleme sind noch ungelöst; hier ein Zwischenbericht.

Willi Anderau

Es ist das Jahr 2010. Der Jesuit Klaus Mertes, Rektor am Canisius-Kolleg in Berlin, wird von ehemaligen Schülern über sexuellen Missbrauch am Kolleg informiert. Darauf versendet Mertes eine Umfrage an rund 600 ehemalige Schüler mit der Bitte, ihm über Missbrauchserfahrungen zu berichten. Berliner Medien berichteten darüber. Opfer melden sich. Dadurch ermutigt, melden sich weitere Betroffene auch aus anderen Schulen. Die Meldungen häufen sich. Mertens selbst ahnte damals wohl kaum, welche Lawine er damit losgetreten hatte.

Früher kehrte man das Problem unter den Tisch

Bis anhin hörte man vereinzelt von sexuellen Übergriffen in kirchlichen Institutionen. Man tat diese als unangemessene Einzelfälle ab und suchte diese möglichst diskret zu behandeln. Es galt, den guten Ruf der Kirche zu bewahren. Weil der Schutz der Institution wichtiger war als der Schutz der Opfer, wurde sexueller Missbrauch möglichst intern behandelt; ein Täter wurde versetzt, kaum bestraft. Mit anderen Worten: Man hat das Problem unter den Teppich gekehrt. Mertes, der das Problem an die Öffentlichkeit brachte, wurde prompt von verschiedenen Kreisen als Nestbeschmutzer beschimpft. Doch das sollte sich schnell ändern.

Die Wende

Wer anfänglich noch glaubte, dass es sich lediglich um ein paar Entgleisungen von Einzeltätern handle, bei denen vor allem die kirchlichen Institutionen die Leidtragenden waren, wurde schnell eines Besseren belehrt. Immer mehr realisierte man, dass nicht die kirchlichen Institutionen die eigentlich Geschädigten waren, sondern die vielen Opfer, die bis anhin kaum angehört wurden –, geschweige denn, dass man sich um sie kümmerte.

➤ ***Jeder Versuch, Fehler vor der Öffentlichkeit zu kaschieren, kommt früher oder später ans Licht – mit noch grösseren Folgeschäden.***

Kirche muss Verantwortung übernehmen

Schnell wurde klar, dass es sich nicht nur um Einzelfälle handeln konnte, sondern um ein gesellschaftliches Problem, für das einzelne Organisationen – dannzumal vor allem die Kirche und kirchliche Organisationen – Verantwortung übernehmen mussten. Auch die geschädigten Menschen begannen sich zu organisieren, um ihre Forderungen nach Anerkennung und Entschädigungen durchzusetzen. Die Forderung nach Öffnung von Archiven wurde immer lauter. Was wird noch alles auf uns zukommen?

Als damaliger Personalverantwortlicher für die Deutschschweizer Kapuziner schaltete ich in Regionalzeitungen, wo wir Schulen hatten, einen Aufruf an ehemalige Schülerinnen und Schüler. Und es kamen einige Meldungen herein über Übergriffe und Missbräuche – zum Glück nicht so viele, wie man hätte befürchten können. Und immer mehr zeigte sich, dass das Problem des sexuellen Missbrauchs ein gesellschaftliches war, das sich keineswegs nur auf die Kirche beschränkte. An Schulen, in Sport- und Jugendvereinen tauchten plötzlich vermehrt solche Klagen auf. Und leider, so sagen Fachleute, wird die grosse Zahl von Missbräuchen, welche in Familien vorkommen, immer im Dunkeln bleiben, weil die Opfer aus verständlichen Gründen kaum an die Öffentlichkeit gelangen können, um zu klagen.

Anspruchsvoller Umgang mit Missbrauchsklagen

In kurzer Zeit sahen sich viele Führungskräfte kirchlicher Institutionen mit Klagen über Missbräuche in ihren Organisationen konfrontiert – und das zudem noch unter grosser öffentlicher Beobachtung durch die Medien. Wie mit solchen Klagen umgehen? Auch das Thema Missbrauch konnte missbraucht werden. In den meisten Fällen waren die Täter verstorben, die Beweisführung war oft schwierig. So versuchten einige, mit haltlosen Vorwürfen zu finanziellen Entschädigungen zu gelangen. Es gab Anklagen, die sich im Nachhinein als unbegründet herausstellten. Die Situation war anspruchsvoll und die Zumessung der Entschädigungen nicht einfach. Auf der anderen Seite litten unbescholtene Mitglieder von kirchlichen Organisationen unter dem Image-Schaden, den ihre Organisation über Nacht erlitten hatte.

Wir alle mussten lernen, mit dem Phänomen Missbrauch umzugehen. Es werden obligatorische Kurse zur Prävention durchgeführt, die Ausnahmeregelungen sind verschärft worden. Doch das allein genügt nicht. Missbräuche wird es in unserer Gesellschaft immer geben, wenn hoffentlich auch in deutlich verringertem Masse.

Kirchliche Organisationen sollen einstehen für hohe ethische Verantwortung im menschlichen Zusammenleben. Umso schwerer wiegt der Vorwurf des Missbrauchs. Er zerstört das Vertrauen in der Wurzel. Wie kann man verlorenes Vertrauen zurückgewinnen? Es gibt nur einen Weg: uneingeschränkte Transparenz. Jeder Versuch, Fehler vor der Öffentlichkeit zu kaschieren, kommt früher oder später doch ans Licht – mit noch grösseren Folgeschäden. Es ist eine harte Lehre, aber hoffentlich heilsam.

Willi Anderau

(1943) ist Kapuziner, studierte Theologie und Journalistik. Er arbeitete in der Seelsorge und bei Radio und Fernsehen als Journalist. Von 2004 bis 2010 war er Regionalverantwortlicher für die Kapuziner in der Deutschschweiz. Seit 2024 lebt er im Kapuzinerkloster Rapperswil.



† Edwin Hug

Der Kapuziner Edwin Hug (1933–2026), Bürger von und aufgewachsen in Buochs NW, wirkte während 50 Jahren in Tansania.

Isidor Peterhans

Am 9. Juli 1965 traf Bruder Edwin in Dar es Salaam ein. Während der ersten Jahre war er Lehrer an den Kleinen Seminarien, zuerst in Kasita und dann in Maua, dem ordenseigenen Gymnasium. Er unterrichtete vor allem Mathematik und Religion. Schon bald fand er sein Tätigkeitsfeld in der Pfarreiseelsorge und vor allem in der Ausbildung der jungen Ordensbrüder und der geistlichen Begleitung von Menschen allen Alters. Mit grossem Eifer und Pflichtbewusstsein gab er Exerzitien und Einkehrtage, betreute Gruppen der Franziskanischen Laiengemeinschaft und während mehrerer Jahre war er geistlicher Begleiter der Philosophie- und Theologiestudenten in Lusaka, Sambia, und im Studienhaus in Kola, Morogoro. Auch das geistliche Wohl von Schwesterngemeinschaften lag ihm sehr am Herzen.

Während er stets auf Altbewährtes vertraute, verschloss er sich in keiner Weise neuen, vom Geist Gottes, eröffneten Wegen. Das zeigte sich besonders in seiner Seelsorge in Pfarreien beim Aufbau neuer Aussenstationen. Mit Überzeugung und Ausdauer arbeitete er zusammen mit den Gläubigen vor Ort und ihren gewählten Vertretern. Dabei durfte er oft auch auf die Unterstützung zahlreicher Wohltäter zählen. So half er tatkräftig mit beim Wachsen lebendiger kirchlicher Gemeinschaften.



Bei seinem grossen und jahrelangen Wirken im Dienste Gottes und seiner Menschen verfiel er nie der Versuchung der eigenen Unersetzlichkeit. Immer wieder hinterfragte er sich selbst und seine Arbeit, suchte Rat bei anderen und bei Gott. Dazu trug auch seine nicht gerade solide Gesundheit bei. Malaria und hoher Blutdruck, Herzbeschwerden und der wachsende Verlust seiner Hörfähigkeit liessen ihn immer wieder die Grenzen seiner eigenen Möglichkeiten erfahren, ohne aber den Mut zum Weitermachen zu verlieren. Als er einmal beim Versagen seiner Herzklappen in ernste Todesgefahr geriet, dachte er nicht ans Aufgeben. Im Gegenteil: Nach erfolgreicher Operation

im Spital Olten konnte er Gott (und auch all den vielen ihm unbekannten Menschen, die sich seiner während dieser kritischen Tage annahmen) für diese Erfahrung danken. Er sagte, dass dies alles eine Gnade für ihn gewesen sei.

Seine letzten Jahre in Tansania verbrachte Br. Edwin bei den Kapuzinerinnen in Sanya Juu, Bistum Moshi, als Spiritual und als geistlicher Begleiter der Teilnehmer der von den Schwestern geleiteten Katechetenschule. Da konnte er nochmals, in der nötigen Ruhe und mit dem gewohnten Eifer, seine Berufung als geistlicher Begleiter und als seelsorgerlicher Berater und guter Hirte leben.

Schweren Herzens, aber typisch für sein grosses Verantwortungsbewusstsein, entschied er sich Anfang 2025, in die Schweiz zurückzukehren. Trotz all der medizinischen Hilfe hatte er sein Gehör fast vollständig verloren. Ohne wirkliches Zuhören, so sagte er, könne er eine Aufgabe bei den Schwestern nicht mehr erfüllen. So nahm er am 15. Februar 2025 von den Schwestern, den Mitbrüdern und den Katecheten Abschied.

In der Schweiz wurde er in die Pflegestation Schwyz aufgenommen. Dort konnte er sich der aufmerksamen Fürsorge des Hausarztes, des Pflegepersonals und der Brüder anvertrauen. Am 18. Mai 2026 durfte er sein Leben in die Hände seines Schöpfers legen. Es war am Festtag des ersten Kapuzinerheiligen Felix von Cantalice und während der vorletzten Woche der Osterzeit. So ging er voll Zuversicht dem auferstandenen Herrn entgegen, dem er zeitlebens so treu gedient hatte, und durfte vertrauensvoll auf die Aufnahme im Kreise seiner Heiligen hoffen.

Hubert Gaisbauer

Vor der Ewigkeit: Letzte Tage und Stunden berühmter Menschen

Tyrolia-Verlag, Wien, 264 S., 2025. ISBN 978-3-7022-4292-3



Gibt es «Lebensabschnitts-Bücher», Bücher, die mich in meiner jetzigen Lebenssituation als Rentner besonders berühren? Ich denke schon. Vor Kurzem Siebzig geworden, beschäftige ich mich vermehrt mit der Frage, wie ich wohl mit meinem immer näher kommenden Lebensende umgehen werde. Verzweifelt, zweifelnd an meinem Glauben und meinen Überzeugungen, oder eher stoisch und gelassen, vielleicht sogar zynisch? – Hier hat uns der bekannte österreichische Publizist und zuletzt Leiter der Abteilung Religion beim ORF, Hubert Gaisbauer, ein berührendes, persönliches und zugleich informatives Buch geschenkt. In kurzen Porträts zeigt er uns auf, wie zwölf bekannte Persönlichkeiten ihre letzte Zeit gestaltet, erfahren, bewertet, aber auch erlitten haben. In seinen Porträts gibt er sehr individuelle Einblicke in existenzielle Fragen ihres Lebens, zeigt aber auch die Grundthemen ihres Schaffens auf und gibt damit auch uns Lesenden die Hoffnung, dass Sterben zwar immer ein dunkles Geheimnis bleibt, aber gerade hier auch oft ein unvermutetes Licht aufbricht, das die Zeit zur Ewigkeit öffnet. Porträtiert werden unter anderem Thomas Bernhard, Else Lasker-Schüler, Novalis, Edith Stein, Simone Weil oder etwa Paula Modersohn-Becker. Der deutschen Malerin (1874–1907) wird der Satz zugeschrieben: «Und mein Leben ist ein Fest, ein kurzes, intensives Fest.»

Beat Baumgartner

Kein Platz für einen Anruf in die Heimat

Anfang 2025 landeten drei Militärflugzeuge in Panama. An Bord befanden sich 299 Menschen: Afghanen auf der Flucht vor den Taliban, Iraner, die vor religiöser Verfolgung flohen, und weitere Menschen aus mindestens einem Dutzend verschiedener Länder. Die meisten sprachen kein Spanisch. Keiner von ihnen hatte sich bewusst für Panama entschieden – tatsächlich erfuhren die Menschen erst nach der Landung, wo sie sich befanden.

Thomas Kleinveld

Alle Personen kamen aus den Vereinigten Staaten, wo ihnen die Möglichkeit verwehrt worden war, Asyl zu beantragen. Unter ihnen befand sich der 29-jährige Hayatullah Omag, der aus Afghanistan geflohen war, nachdem die Taliban die Macht zurückerobert hatten. «Wir sind Flüchtlinge. Wir haben kein Geld. Wir können uns kein Hotel in Panama-Stadt leisten. Wir haben keine Verwandten hier», sagte er später gegenüber Associated Press. «Ich kann unter keinen Umständen nach Afghanistan zurückkehren ... Das Land steht unter der Kontrolle der Taliban, und sie wollen mich töten. Wie soll ich da zurückkehren?»

Abgeschoben und von allen im Stich gelassen

Nach ihrer Landung wurden die Abgeschobenen in einem Hotel eingesperrt und daran gehindert, Kontakt zu ihren Anwälten aufzunehmen. Als es einigen gelang, durch Botschaften an den Fenstern für Schlagzeilen in den Medien zu sorgen, wurden sie umgehend in eine Haftanstalt ausserhalb der Stadt verlegt. Schliesslich wurden sie – nach juristischen Interventionen der Interamerikanischen Menschenrechtskommission – freigelassen und erhielten 30 Tage Zeit, das Land zu verlassen. Fast siebzig der Abgeschobenen – ohne finanzielle Mittel und ohne Freunde oder Familie in Panama – wurden mitten in der Nacht im Stich gelassen ...

Für Abgeschobene wie Hayatullah bleibt die Frage: Wohin können wir gehen? In ganz Amerika haben franziskanische Gruppierungen die Antwort an ihre Wände geschrieben: «Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.»

Die Brüder und Schwestern des Franziskanischen Netzwerks für Migranten (FNM) in Panama stehen im Zentrum der Migrationskrise in Amerika und arbeiten buchstäblich auf der Brücke zwischen Nord und Süd. Allein im Jahr 2023 durchquerten über 520 000 Menschen die berühmte Darien-Lücke, den tödlichen Dschungel an der Südgrenze Panamas ...

Auf ihrer Reise erfahren viele Ausbeutung und Missbrauch: Raubüberfälle, Erpressung, Entführungen und sexuelle Gewalt sind weit verbreitet. Nun stehen die Franziskaner, die diejenigen unterstützen, die diese gefährliche Überfahrt überlebt haben, vor einer weiteren Herausforderung: der Ankunft von Asylsuchenden, die direkt



Franziskanische Versammlung in Panama: Wir sind alles Geschwister.

aus den Vereinigten Staaten abgeschoben werden – ohne Anhörung und ohne einen Ort, an den sie gehen können.

➤ **Niemand darf abgeschoben werden, wenn er begründete Angst hat, in Gefahr zu geraten.**

Obwohl die Vereinigten Staaten versucht haben, ihren Grenzschutz durch Abkommen mit Ländern wie Panama nach aussen zu verlagern, stellten die Abschiebungen im Jahr 2025 eine weitere Eskalation dar. Die an Bord befindlichen Personen hatten sich bereits an einer US-Grenze gemeldet. Unter Verletzung sowohl des nationalen als auch des internationalen Rechts wurde ihnen nicht gestattet, Asyl zu beantragen. Diese Abschiebungen stellten zudem einen eklatanten Verstoss gegen den Grundsatz der Nichtzurückweisung dar. Dieser Grundpfeiler des Völkerrechts wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verabschiedet, als Flüchtlinge in den sicheren Tod zurückgeschickt wurden. Er besagt, dass niemand abgeschoben werden darf, wenn er begründete Angst hat, in Gefahr zu geraten. Für viele der Abgeschobenen, denen ein Ultimatum zur Ausreise aus Panama gestellt wurde, würde dies bedeuten, derselben Verfolgung ausgesetzt zu sein, vor der sie zu fliehen versuchten.

Kein Land will Verantwortung für Flüchtlinge übernehmen

Die Brüder und Schwestern der FNM begleiten seit Langem Menschen, die aus dem Darién (einer Provinz Panamas im Grenzgebiet zu Kolumbien, die Red.) kommen. Nun unterstützt die Organisation auch diejenigen, die aus den Vereinigten Staaten abgeschoben wurden, und richtet Räumlichkeiten ein, um darin Notunterkünfte, psychologische Betreuung und Orientierung anzubieten. Doch trotz dieser Unterstützung bleibt die Zukunft ungewiss: Die Abgeschobenen befinden sich in einer rechtlichen Grauzone, und kein Land ist bereit, die Verantwortung für sie zu übernehmen. Für manche kommt es einfach nicht in Frage, aufzugeben und nach Hause zurückzukehren.

Diese Herausforderungen übersteigen das, was lokale Gemeinschaften allein bewältigen können. Angesichts der hinter vielen Türen geschlossenen Abkommen zwischen Regierungen haben sich die FNM und Franciscans International auch an die Vereinten Nationen gewandt. Im Mai reisten sieben Franziskaner, die mit der FNM zusammenarbeiten, nach New York, um an einer UN-Sit-



Mitgefühl ist stärker als Angst.

zung zur Bewertung des Globalen Migrationspakts teilzunehmen – einem Rahmenwerk, das die Migrationspolitik weltweit verbessern soll.

Während dieser fachlichen Diskussionen brachten die franziskanischen Brüder und Schwestern die menschliche Perspektive ein. In den Vereinigten Staaten tätige Franziskaner berichteten, dass vielen Migranten, die möglicherweise einen glaubwürdigen Asylantrag stellen könnten, eine faire Anhörung verwehrt wird. Nun führt die weit verbreitete Angst vor Inhaftierung oder Abschiebung in ein unbekanntes Land dazu, dass sich immer mehr Menschen freiwillig aus dem Land entfernen. Franziskaner aus Mexiko und Panama schilderten die Kehrseite dieser Medaille: Menschen, die alles riskiert haben und für ihre Reise in den Norden oft ihre gesamten Ersparnisse aufgebraucht haben, müssen jetzt einen Weg zurück finden.

«Allein im Jahr 2025 machten sich mehr als 22 000 Migranten auf den Rückweg nach Süden, nachdem es ihnen nicht gelungen war, Nordamerika zu erreichen oder dort zu bleiben», warnte Vivian Cianca, die im Namen der FNM in Panama sprach. «Glaubensgemeinschaften haben weiterhin menschliche, spirituelle und mitfühlende Begleitung geleistet, insbesondere dort, wo Migration zunehmend kriminalisiert wird.»



Sowohl Franz von Assisi wie auch Papst Franziskus betonen das Miteinander. Manchmal auch spielerisch.

» **Wenn Schutz ausgelagert wird, verlagert sich die Verantwortung und die Würde wird untergraben.**

Diese Risiken erstrecken sich über den Atlantik hinweg: Der kürzlich verabschiedete, europäische Migrationspakt zielt darauf ab, die Bearbeitung von Asylanträgen an die Außengrenzen der EU zu verlagern. Es bestehen bereits Abkommen mit der Türkei und Libyen, um Migranten und Flüchtlinge daran zu hindern, europäische Küsten zu erreichen. Was die Franziskanerbrüder und -schwestern in Panama erleben, ist eine Warnung: Hier stranden Menschen, denen Schutz verweigert wird, deren Menschenrechte verletzt werden und die in einer rechtlichen Grauzone gefangen sind. Wenn Schutz ausgelagert wird, verlagert sich die Verantwortung und die Würde wird untergraben.

Trotz gefährlicher Überfahrten, Abschiebungsflügen und begrenzter staatlicher Unterstützung halten die Franziskanergemeinschaften ihre Türen offen. In Häusern auf dem gesamten amerikanischen Kontinent bieten Freiwillige Unterkunft, Verpflegung und Begleitung an. Für sie ist jede Geste der Aufnahme ein stilles Bekenntnis zum Glauben an die Würde je-

des Menschen. Es ist Dienst und Zeugnis. Und eine Erinnerung daran, dass Mitgefühl stärker ist als Angst.

«In jedem Migranten erkennen wir einen Bruder, eine Schwester ...»

«Als franziskanische Familie glauben wir, dass Brüderlichkeit keine Grenzen kennt. Unsere Antwort ist einfach: fördern, schützen und integrieren», erklärte Vivian Cianca an einer Veranstaltung bei den Vereinten Nationen. «Denn in jedem Migranten erkennen wir einen Bruder, eine Schwester – das Antlitz Gottes selbst.»

Thomas Kleinveld

Der Niederländer Thomas Kleinveld arbeitete früher als freier Journalist in Amerika, Afrika und Europa. 2014 wechselte er in die Menschenrechtsarbeit, zuerst in Uganda und jetzt für Franciscans International (FI) in Genf. Franciscans International arbeitet auch für die Kapuziner an der UNO und wird sowohl vom Weltorden wie von der Schweizer Kapuzinerprovinz mitgetragen.



Reisen und Exerziten

Assisi – die Stadt von Franz und Klara



Drei Reisen bewegen sich besinnlich durch Assisi und seine Umgebung. Dabei wird sowohl der Zauber des mittelalterlichen Städtchens erlebbar wie auch der franziskanische Geist, der hier Menschen der verschiedensten Religionen im Einsatz für eine friedlichere Welt verbindet. Assisi begeistert mit inspirierenden Orten aus dem Leben von Franz und Klara, Wegen durch eine reizvolle Landschaft im «grünen Herzen Italiens», Perlen mittelalterlicher Architektur, Meisterwerken der Frührenaissance und Spezialitäten der italienischen Küche. Unterkunft bietet ein Familienbetrieb in der Altstadt.

Assisi gemütlich

Datum: 9.–16. Mai 2027
Begleitung: Sr. Beatrice Kohler und Eugen Trost
Reise: mit Kleinbus
Kosten: CHF 1350.– mit HP im Doppelzimmer, EZ-Zuschlag CHF 150.–

Assisi klassisch

Datum: 23.–30. Mai 2027
Begleitung: Nadia Rudolf von Rohr und Br. Kletus Hutter
Reise: mit Kleinbus
Kosten: CHF 1350.– mit HP im Doppelzimmer, EZ-Zuschlag CHF 150.–

Assisi durch Hintertüren

Datum: 3.–9. Oktober 2027
Begleitung: Br. Niklaus Kuster und Claudia Mennen
Reise: mit öV
Kosten: CHF 1250.– mit HP im Doppelzimmer, EZ-Zuschlag CHF 130.–

Franziskanische Welten erkunden

Prag



Die prachtvolle Moldaustadt der Kaiser überrascht mit der franziskanischen Alternativwelt der hl. Agnes, der jüdischen Josefsstadt, als frühreformatorisches Zentrum der Hussiten und mit ihrer bewegten Neuzeit. Unterkunft bietet «alla francescana» ein Flügel im 400-jährigen Kapuzinerkloster, den im Uni-Jahr Studierende bewohnen, was die familiäre Reise ausserordentlich günstig macht.

25. Juli bis 1. August 2027

Begleitung: Br. Niklaus Kuster und Eugen Trost
Kosten für Reise mit öV, Unterkunft (B&B), Eintritte, Begleitung CHF 950.–

Padua

Antonius holt als Franziskaner in seinen Predigten den Himmel auf die Erde. Die Reise in seine Lebenswelt und durch Paduas Umfeld macht dies neu bewusst und hilft dabei, das wiederzufinden, was im Alltag auch innerlich abhanden kommt.

12.–18. September 2027

Begleitung: Nadia Rudolf von Rohr und Sr. Beatrice Kohler
Reise mit Kleinbus
Kosten für Reise, HP, Eintritte, Begleitung: CHF 1450.–, EZ-Zuschlag CHF 150.–



Thüringen

Das Bundesland «in der Mitte Deutschlands» sah unter seinen grossen Persönlichkeiten die ungarische Königstochter Elisabeth und den jungen Martin Luther wirken. Wir folgen ihren Wegen und erleben dabei reizvolle Landschaften, mittelalterliche Städtchen, berühmte Burgen und das Naturparadies des Thüringer Waldes.

23.–30. Oktober 2027

Begleitung: Nadia Rudolf von Rohr und Br. Niklaus Kuster
Reise mit Bus
Kosten für Reise, HP, Eintritte, Begleitung: CHF 1450.–, EZ-Zuschlag CHF 170.–

Irland

Auf unserer Reise bringen wir Keltisches, Christentum und Franziskanisches miteinander ins Gespräch. Wir besuchen sprechende Orte, lassen uns von Geschichte und Tradition inspirieren und geniessen auch das Unterwegssein in der Schöpfung.

16.–27. August 2027

Begleitung: Eugen Trost, Nadia Rudolf von Rohr und Br. Niklaus Kuster
Reise mit Flugzeug und Bus
Kosten: geschätzt CHF 3100.– B&B im DZ, CHF 4000.– im EZ

Nähere Infos: www.tauteam.ch/angebote/reisen sowie niklaus.kuster@kapuziner.org



Mattli

Antoniushaus
Seminar- und Bildungszentrum

Mattli Antoniushaus
Seminar- und Bildungszentrum
Mattlistrasse 10, 6443 Morschach
T +41 41 820 22 26
info@antoniushaus.ch

Details finden Sie auf unserer Website:
www.antoniushaus.ch



17. Oktober

Fürchte Dich nicht, meine Tochter!

Bibel hautnah!

Leitung: Beatrice Hächler, Nadia Rudolf
von Rohr

18. Oktober

Herbsttanztag

Tanzend das Leben feiern

Leitung: Regula Camenzind-Schumacher

22.–25. Oktober

Die Heilkräfte, die mich suchen

Leitung: Dr. Andrea Küthe Albrecht,
Dr. Peter Wild

1.–7. November

Buchingerfasten

Leitung: Sabine Wiemann

9. November

FG-Treff

*Im Übergang – zwischen «es war»
und «noch nicht»*

Leitung: Br. Paul Mathis,
Nadia Rudolf von Rohr

13.–15. November

PaarLife-Workshop

Stärken Sie Ihre Partnerschaft im Alltag

Leitung: Peter Michalik

13.–15. November

Die Sehnsucht ist der Anfang von allem

Potenzialentfaltung nach Gerald Hüther

Leitung: Dr. Claudia Mennen,
Sabine Wiemann

20.–22. November

Kälte als Weg – Kälte-Retreat

Leitung: Gerda Imhof

23.–25. November

Schätze christlicher Hoffnung

*Advent – theologisch
und spirituell vertieft*

Leitung: Dr. Felix Senn

27.–29. November

Es ist ein Ros' entsprungen

Blockflötenwochenende

Leitung: Karin Leentjens

27.–29. November

Zazenkai – Zen-Wochenende

Leitung: Lieselotte Stadtfeld

3.–6. Dezember

Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk ist von oben

*Kontemplationstage
im Stil der Via integralis*

Leitung: Bernhard Lenfers Grünenfelder

12.–13. Dezember

Das Weihnachtsoratorium von J. S. Bach tanzen

*Sich fallen lassen in die Choreografie
der Tänze*

Leitung: Wilma Vesseur



Die Brüder der Schweizer Kapuzinerprovinz versammelten sich am 8. Mai 2026 zu einem Sonderkapitel. Dabei beschlossen sie einstimmig: «Das Sonderkapitel gibt dem Provinzrat den Auftrag, den Generalminister um die Errichtung einer Kustodie der Deutschen Kapuzinerprovinz (in DE, AUT, NL, B) zu ersuchen.»

Bild: Adrian Müller

Impressum

ITE-Ausgabe 3/2026
104. Jahrgang | ISSN 1661-2515
Das Magazin der Schweizer Kapuziner
www.kapuziner.ch

Herausgeber

Schweizer Kapuzinerprovinz

Abodienst

Schweizer Kapuzinerprovinz
Provinzprokura
Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern
T +41 62 212 77 70
abo@kapuziner.org

PostFinance-Konto
IBAN CH14 0900 0000 4600 0338 2
www.missionsprokura.ch

Redaktion ITE

Adrian Müller, Chefredaktor
Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern
adrianm@adrianm.ch
www.adrianm.ch

Beat Baumgartner, redaktioneller
Mitarbeiter, Ebikon
baumgartner.beat@gmx.ch

Beirat

Niklaus Kuster, Rapperswil SG
Bruno Fäh, Luzern
Sarah Gaffuri, Volketswil

Layout

Sara Mehrotra, www.bag.ch

Druck

Brunner Medien AG, 6010 Kriens
www.bag.ch

Erscheint 4-mal im Jahr

Abonnemente

Inland CHF 33.–
Ausland € 28.–

Vorschau 4/2026



Kapuziner in Ost und West

Slowakei und Frankreich: unbekannte, inspirierende Nachbar-Provinzen

Im Norden der Schweiz liegt die deutsche Kapuzinerprovinz – besser die Vier-Länder-Provinz –, die Gebiete von Deutschland, Österreich, den Niederlanden und Belgien umfasst. Im Süden befinden sich die italienischen Kapuzinerprovinzen. Diese Regionen und Kirchen sind ITE-Leser:innen vermutlich eher bekannt.

Doch wer kennt die Kapuziner und deren Kirchensysteme im Osten und im Westen der Schweiz? Ältere Brüder traten in der Slowakei im Untergrund in den Orden ein; nicht einmal die Eltern durften von ihrer Priesterweihe wissen. Der Laizismus hat in Frankreich Religion und Kirche völlig getrennt. Daraus entstand eine arme Kirche mit Kapuzinern ohne Klöster. Doch sind die Brüder in Frankreich auch darum spirituell eigene Wege gegangen. Was im deutschen Sprachraum die Bibel, ist in Frankreich das sogenannte Totum, die Sammlung der franziskanischen Schriften.

Am 8. Mai 2026 haben die Brüder der Schweizer Kapuzinerprovinz – sie beinhaltet heute die West- wie auch die Deutschschweiz – der Ordensleitung in Rom den Antrag gestellt, künftig Teil einer Fünf-Länder-Provinz zu werden. ITE hat dieses Provinzgebiet im Jahr 2026 kontinuierlich vorgestellt. Jetzt wagen wir in der Nummer 4/26 den spannenden Blick nach Frankreich und in die Slowakei. So unterschiedlich kann die katholische Kirche wie auch der Kapuzinerorden aufgestellt sein – und das schon im europäischen Raum!

Viele Wege, eine Sendung

Von der Wallfahrtsseelsorge bis zur Arbeit mit Obdachlosen: Die Kapuziner in Deutschland sind so unterschiedlich wie ihre Orte und Aufgaben. Mitten in dieser Vielfalt entdecken auch junge Männer ihre Berufung und zeigen: Das Leben als Kapuziner hat Zukunft.

Tobias Rauser

Eine Provinz – und Klöster in vier Ländern. Das ist die Realität im Jahr 2026 der «Deutschen Kapuzinerprovinz». Dieser Name wird der Vielfalt von Orten, Traditionen und Kapuzinerbrüdern längst nicht mehr gerecht. Geht es nach den Brüdern der Provinz, wird das nicht mehr lange so bleiben: Auf dem letzten Kapitel im bayerischen Altötting beschlossen die Kapuziner aus Deutschland, Österreich, Belgien und den Niederlanden gemeinsam und einstimmig, in Rom eine Namensänderung zu beantragen. Eine Antwort darauf steht noch aus. «Wir brauchen so schnell wie möglich einen neuen Namen, um auszudrücken, wer wir sind und wer wir sein wollen», bekräftigt Br. Marinus Parzinger, Kapuziner und Mitglied des Provinzrates, des gewählten Leitungsgremiums der Provinz.

Die «Deutsche Kapuzinerprovinz» entstand aus der Vereinigung zweier deutscher Provinzen und wurde mit den Jahren mit Teilen anderer Provinzen zusammengeschlossen (siehe Kasten). In Deutschland selbst gibt es acht Niederlassungen: Clemenswerth, Eberswalde, Münster, Werne, Frankfurt am Main, München, Zell am Harmersbach und Altötting. Die Aufgaben und Profile dieser Orte unterscheiden sich stark.

Anschaulich wird die Vielfalt der deutschen Klöster, wenn

Br. Marinus diese beschreibt: «Wir Kapuziner engagieren uns in der Wallfahrts- und Citypastoral, wir leisten soziale Hilfe für Obdachlose sowie für Kinder und Jugendliche, und wir kümmern uns um unsere alten und kranken Brüder. Wir wollen einfach leben, um unseren Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung zu leisten. Wir bilden aus und bieten Begleitung für suchende Menschen an.»

Br. Marinus lebt als franziskanischer Ordensmann im Kapuzinerkloster in Altötting. Der bayerische Ort ist von der Wallfahrt geprägt. Der heilige Kapuzinerbruder Konrad von Parzham liegt in der Kapuzinerkirche begraben und wird hier sehr verehrt. «Der Wallfahrtsort Altötting ist ein spirituelles Zentrum, an dem viele und sehr ver-

schiedene Menschen zusammenkommen», sagt Br. Marinus. Das Thema ist aktuell und liegt im Trend. «Wallfahrt und Pilgern, das steht für ein Heraustreten aus dem gewohnten Alltag. Menschen machen sich auf die Suche, lassen sich von Gott führen und überraschen. Sie lernen loszulassen.»

Ein Ort mit anderem Profil ist Frankfurt am Main. Mitten in der lebhaften Altstadt ist das Kapuzinerkloster mit einer grossen Kirche und dem Franziskustreff, einer Einrichtung für Obdachlose, ein ganz besonderer Ort. Hier kommen täglich Hunderte Menschen zum Gottesdienst und zur Beichte. Bedürftige und Wohnungslose werden mit einem Frühstück versorgt und erhalten Beratung; Besucherinnen und Besucher zünden im Innenhof





eine Kerze an. Viele junge Brüder leben im Kloster, auch die Postulanten der Provinz. Das Postulat ist die erste Ausbildungsstufe auf dem Weg zum Kapuziner. «Wir Kapuziner erleben in Deutschland und Österreich, dass es immer wieder junge Männer gibt, die in Gemeinschaft das Evangelium leben wollen», sagt Br. Jens Kusenberg. Der Priester und Kapuziner leitet die Gemeinschaft in Frankfurt und ist auch Ansprechpartner für junge Männer, die sich ein Leben als franziskanischer Ordensmann vorstellen können. «Kapuzinersein ist eine attraktive Lebensform!», sagt er und erlebt das auch in seinen Gesprächen mit jungen Männern. Für ihn steht fest: «Unser Leben als Orden und in dieser Provinz hat Zukunft. Natürlich verändert sich unser Leben mit den Veränderungen in dieser Welt. Aber das ist ja auch gut so und ich erlebe diese Veränderungen als lebendigen Weg, der mir und anderen Hoffnung macht.»

Auch Br. Marinus, der einige Jahre als Provinzial die Verantwortung für die damals tatsächlich noch «deutsche» Gesamtprovinz trug, richtet seinen Fokus auf das Kommende: «Unsere Provinz ver-

eint zahlreiche Elemente verschiedener Traditionen. Doch unser Blick geht nach vorn», sagt er. Dass dieser Weg über grosse Entfernungen, mit vielfältigen Charismen und unterschiedlichen Orten und Kulturen anspruchsvoll ist, erleben die Brüder immer wieder. «Es gibt sprachliche Hürden, in der Kommunikation ist es nicht leicht, wenn man mit einem Mix aus Deutsch, Flämisch und Englisch hantiert. Auch die Begegnung zwischen den Brüdern ist durch die grosse Ausdehnung erschwert», sagt Br. Marinus.

«Aber mit gutem Willen lässt sich das gut meistern», findet der Ordensmann. «Wir sprechen bei unseren gemeinsamen Treffen in der Provinz viel über unseren Weg und unsere Ziele. Das hilft sehr, den Standpunkt der Selbstbezogenheit zu überwinden.» Die Entwicklung in Europa, dass sich immer mehr Provinzen mit weniger Brüdern zusammenschliessen, empfindet er als stimmig, denn «an engerer Zusammenarbeit führt kein Weg vorbei!»

Für die Zukunft geht es über Ländergrenzen hinweg darum, wie die Kapuziner ihre Kräfte gut einsetzen, um als Ordensleute Men-

schen für die Botschaft Jesu zu begeistern. Denn genau diese Botschaft ist es, die die Brüder in all ihrer Vielfalt miteinander verbindet. Und das nicht nur in Deutschland, sondern über die Grenzen der Vier-Länder-Provinz hinaus.

Vier-Länder-Provinz

In der sogenannten «Deutschen Kapuzinerprovinz» sind seit 2023 Klöster des franziskanischen Ordens aus vier Ländern in Europa vereint. Hauptsitz der Provinz ist München, gewählter Provinzialminister ist Br. Helmut Rakowski. Die Brüder haben auf ihrem letzten Kapitel einstimmig beschlossen, dass sie ihren nicht mehr passenden Namen ändern wollen. Die finale Entscheidung darüber wird jedoch in Rom gefällt. In Deutschland gibt es acht, in Belgien drei, in den Niederlanden zwei und in West-Österreich vier Klöster (andere Klöster in Österreich gehören zur Provinz Krakau). Die Gemeinschaften in Österreich bilden die «Delegation Tirol», die in Belgien und den Niederlanden die «Delegation Lage Landen». Die Schweizer Kapuziner haben auf ihrem letzten Kapitel beschlossen, sich in den kommenden Jahren der länderübergreifenden Provinz anschliessen zu wollen – in welcher Form, ist noch offen.

*Im Weltall den Kontakt
zur Erde verloren?*

Bild: Adrian Müller

Variété Pavé in Luzern:
www.variete-pave.ch

